



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 11 November 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, November 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. November 1963 • 16. Jahrgang • Preis 50 Pfennig • G 1394 E

Elternabend der Metall-Jugend in Salzgitter. Foto: Hans Rudolf.



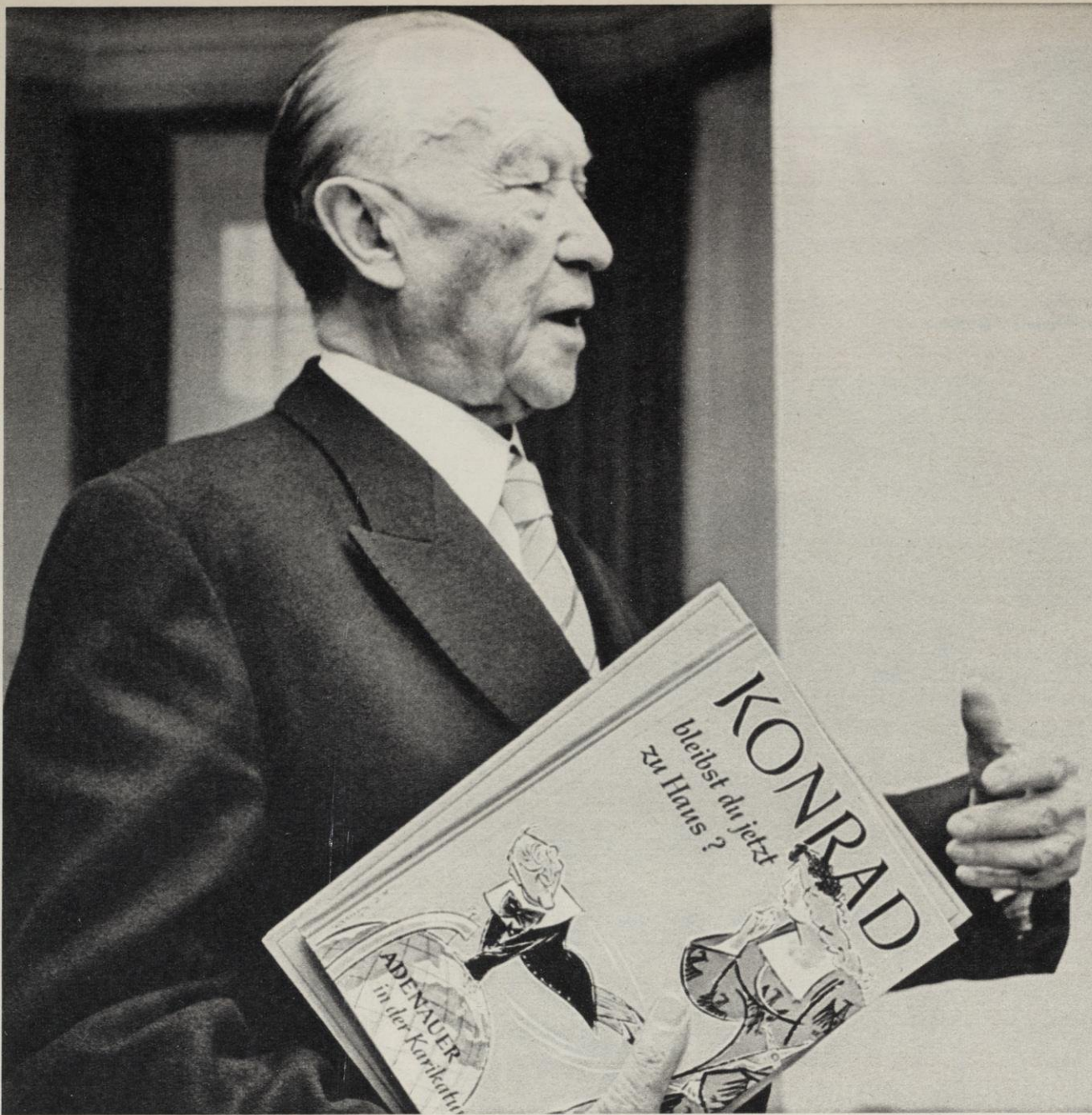
TOKIO

OLYMPIAFAHRT
DER DEUTSCHEN JUGEND
1964

Programm

jugend monat 1963

Industriegewerkschaft
Metall
Verwerkstattstraße Salzgitter



Beachtliches Maß an greifbaren Erfolgen

Von Ludwig Rosenberg, Vorsitzender des DGB

In zahlreichen Festveranstaltungen wurde in diesen letzten Wochen das Ausscheiden Dr. Konrad Adenauers aus dem Amt des Bundeskanzlers begangen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, wurde vieles Lobsworte über die vergangenen 14 Jahre gesagt, in denen er die Politik der Bundesrepublik in voller Ausnützung der ihm durch die Verfassung gegebenen Autorität bestimmte. Es wäre gewiß falsch, diese Verdienste leugnen zu wollen, die Konrad Adenauer um die Wiederherstellung der räumlich beschränkten Souveränität im freien Teil Deutschlands hat, und zu vergessen, in welcher erfolgreichen Weise er die Zusammenarbeit der Bundesrepublik mit den anderen freien Völkern der Erde förderte.

Es ist zweifellos richtig, daß er mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und dem für ihn typischen autoritären Verhalten unbeirrt diesen seinen Weg gegangen ist. Ebenso richtig ist, daß es ihm nicht vergönnt war, jene großen, bedeutenden Fragen zu lösen, die mehr als alles andere entscheidend für die zukünftige Entwicklung und Sicherheit unseres Volkes sind. Von der Woge wirtschaftlichen Aufstiegs und dem Zwang zu politischer Zusammenarbeit der freien Völker getragen, war es sicher sein Verdienst, die sich hier bietenden Chancen zu nutzen.

Aber die Geschichte wird vermerken müssen, daß auch manche möglichen Chancen versäumt wurden, die – wer kann das heute beweisen oder widerlegen – zweifellos zur Lösung der Frage der Einheit Deutschlands und der demokratischen Integration aller Volksschichten in der Bundesrepublik hätten beitragen können.

Es könnte vielleicht gesagt werden, daß es leicht ist, heute diesen Einwand zu erheben. Aber er ist nicht erst heute erhoben worden, und nicht die Schlechtesten aus allen Parteien und allen Gesellschaftsgruppen haben immer wieder auf diese Unterlassung hingewiesen. Das ändert nichts an der Tatsache, daß Dr. Adenauer am Schluß seiner Regierungstätigkeit auf ein beachtliches Maß von sehr greifbaren Erfolgen zurückblicken kann.

Es zeigt aber gleichzeitig auch, vor welchen gewaltigen Aufgaben Ludwig Erhard stehen wird, der nun die Leitung der Geschicke unseres Volkes übernimmt.

Ist es schon an sich schwer, das Erbe eines so autoritär regierenden Mannes anzutreten zu müssen, so wird das um so schwieriger, als außenpolitisch und innenpolitisch einfache Lösungen, wie sie bisher möglich schienen, in steigendem Maße erschwert werden. Gerade jene Fragen, die in der

Adenauer-Periode nicht gelöst worden sind, werden sehr wahrscheinlich in unausweichlicher Konsequenz dem neuen Regierungschef zur Entscheidung vorliegen. Er wird ihnen nicht ausweichen können, und er wird in der Außenpolitik den sich ständig und grundlegend wandelnden Gegebenheiten nicht nur sich anzupassen haben, sondern sie zielklar beeinflussen müssen.

Er wird auch in der Innenpolitik der wirtschaftlich und sozialpolitisch sich ändernden Situation mit den bisher geübten Mitteln nicht mehr begegnen können. Es wird sich zeigen, ob Prof. Erhard diesen gewiß nicht leichten Aufgaben gewachsen ist.

Die Frage außenpolitisch weitreichender und weitblickender aktiver Politik, die bisher vernachlässigte Frage der wirklichen Integration der Arbeitnehmerschaft in die demokratische Gesellschaft und viele andere Probleme werden nicht mehr auf die lange Bank geschoben werden können. Eine wahrlich nicht leichte Aufgabe für jemanden, dessen Hauptinteresse sich bisher fast ausschließlich auf wirtschaftspolitisches Gebiet konzentrierte. Viel hängt für unsere gemeinsame Zukunft davon ab, wie er diese Aufgaben meistern wird. Und da so viel für uns alle davon abhängt, wünschen wir ihm aufrichtig Erfolg.

Gemeinhin erwarten Staatsbürger von ihrer Regierung, daß sie die in der Verfassung niedergelegten Grundsätze eines demokratischen Staates wahrt. Ganz einfach deshalb, weil die Mitglieder einer Regierung ja einen Eid auf die Verfassung ablegen, bevor sie ihr hohes Amt antreten.

Wachsamkeit ist eine der Tugenden der Demokratie. Es steht schon schlimm um die Führung eines Volkes, wenn sich herausstellt, daß Mitglieder der Regierung ihre feierlich beschworene Verpflichtung nicht einhalten. Konkret gesprochen: wenn ein Innenminister erklärt, daß man sich in der Spiegel-Affäre etwas abseits der Legalität bewegt habe. Schlimmer aber ist, wenn die Bürger das einfach hinnehmen. In dieser Affäre bewies sich, daß das demokratische Bewußtsein der Staatsbürger doch höher entwickelt ist, als die Regierung annahm. Ein Verteidigungsminister mußte gehen. Das wäre gewiß nicht geschehen, wenn nicht fast die gesamte Presse, die geistige Elite unseres Volkes, die Gewerkschaften und insbesondere die Jugend gegen die illegalen Methoden der Regierungspraxis protestiert hätten. So wurde aus einem Anschlag gegen die Pressefreiheit – und gegen die Demokratie – ein Sieg der Staatsbürger. Ihre Wachsamkeit hat auch bewirkt, daß das Ansehen unseres jungen Staates im Ausland gewachsen ist.

Eigentlich ist der neue Kanzler zu beglückwünschen, daß er sein hohes Amt antreten kann zu einem Zeitpunkt, in dem die Bürger ihre Mündigkeit bewiesen haben. Von ihm erwartet die Jugend, daß er keine Maßnahmen unterstützt, die unser Grundgesetz unterminieren. Ja, daß seine Regierungstätigkeit dazu beiträgt, die Mündigkeit unseres Volkes zu erweitern.

Ein glücklicher Umstand ist ferner, daß Erhard sein Amt antritt in einer sich langsam anbahnenden Erkenntnis der Großmächte, daß der Krieg als Mittel der Politik ausgespielt hat, daß man miteinander reden muß über bestimmte Schritte, die den Frieden der Welt sichern.

Niemand kann über eine Verständigungs- und Entspannungspolitik glücklicher sein als die jungen Menschen, die ja zu allen Zeiten den höchsten Blutzoll bei gewaltsamen Auseinandersetzungen der Völker zahlten. Und so erwartet die Jugend in der Bundesrepublik, daß der neue Kanzler alles unterstützt, was der Verständigung der Völker dient.

Sie erwartet auch, daß die Bundesrepublik endlich die diplomatischen Beziehungen mit dem Staate Israel aufnimmt. Sie versteht es nicht, wenn diktatorische Regime anerkannt werden, aber einem demokratischen Staat wie Israel, in dessen ewiger Schuld wir uns durch ein verbrecherisches Regime befinden, die Anerkennung verwehrt wird.

Und in unserer ureigenen Frage des geteilten Landes, die sich heute vorweg als eine Frage der Solidarität stellt, sollte kein Preis zu hoch sein – wenn es nicht unsere Freiheit und Unabhängigkeit ist –, um die bedrängte Lage der Bevölkerung in der Ostzone zu verbessern.

Das sind nur wenige Erwartungen, die die Jugend erfüllt sehen will. Von einer weiteren Verbesserung des Jugendarbeitsschutzgesetzes, von der endlichen Verabschiedung eines der technischen Entwicklung entsprechenden Berufsausbildungsgesetzes, von Maßnahmen, die auch der arbeitenden Jugend den Weg zu den Universitäten öffnet, soll hier noch gar nicht die Rede sein, eigentlich verstehen sich solche Erwartungen, nach einem Ausspruch von Thomas Mann, für einen demokratischen Staat im technischen Zeitalter von selbst.

Hans Dohrenbusch

Franz Spliedt gestorben

Der Senior der deutschen Gewerkschaftsbewegung, das letzte ehemalige Mitglied des Vorstandes des ADGB, Franz Spliedt, ist am Freitag im 87. Lebensjahr in Hamburg gestorben.

Mit Franz Spliedt verliert die deutsche Gewerkschaftsbewegung einen Mitstreiter, in dem sie immer die Verkörperung der Tradition der deutschen Arbeiterbewegung gesehen hat. Bis zum letzten Tag blieb sein Interesse an der Entwicklung der von ihm mitgeschaffenen Bewegung lebendig.

Franz Spliedt wurde 1909 Verbandsvorsitzender der Tapezierer-Gewerkschaft und wurde nach Verschmelzung dieser Gewerkschaft mit dem Sattler-Verband deren 2. Vorsitzender. Von hier aus wechselte er 1921 in das Bundesbüro des ADGB über. 1931 wurde er Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Er war einer der führenden Sozialpolitiker in den zwanziger Jahren. An der Schaffung des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, das für die sozialpolitische Entwicklung in Deutschland von entscheidender Bedeutung war, hat er einen maßgeblichen Anteil.

Nach 1945 widmete er sich trotz seines vorgerückten Alters wieder aktiv der Neugestaltung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Neben Hans Böckler gehörte er zu dem vorläufigen Zonenvorstand der Gewerkschaften. Zu seinem 75. Geburtstag, an dem er in den Ruhestand trat, wurde Franz Spliedt mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Sein Tod ist für die deutsche Gewerkschaftsbewegung ein schmerzlicher Verlust. Der Verstorbene wird in ihren Reihen unvergessen bleiben und als Vorbild und Beispiel weiterleben.

Dank aus Italien

Die italienischen Gewerkschaften Unione Italiana del Lavoro (UIL) und Confederazione Italiana Sindacati Lavoratori (CISL) haben sich für die ihnen vom DGB und seinen Gewerkschaften aus Anlaß des Unglücks in Longarone gespendeten 50000 DM mit folgendem Schreiben bedankt:

„Wir sind tief gerührt über Ihre aufrichtige Teilnahme an dem schweren Unglück, von dem unser Land betroffen wurde. Wir finden keine Worte, um die Schwere des Unglücks zu schildern, das nicht zuletzt die Mitgliedschaft unserer Organisationen tief getroffen hat: Ungefähr 200 unserer Mitglieder mit ihren Familien sind dabei umgekommen. Wir danken Ihnen herzlich für den Ausdruck der Solidarität, der die deutschen mit den italienischen Arbeitern vereinigt. Ihre Anteilnahme und Ihre Spende die wir den Überlebenden und den Angehörigen der Opfer zur Verfügung stellen werden, wird die europäische Gemeinschaft aller Arbeiter festigen.“

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Wir helfen der Jugend aus Angola

Der Kampf der Angolesen um Freiheit und Unabhängigkeit wird mit ungleichen Mitteln geführt. Verzweifelt wehrt sich die Bevölkerung gegen das brutale Kolonialsystem der Portugiesen, gegen Verhaftungen, Zwangsarbeit, Mord und Diskriminierung.

Über 200 000 Flüchtlinge haben ihre Heimat, die für sie zum Land des Schreckens geworden ist, verlassen. Sie fanden im Kongo Zuflucht und hoffen auf die baldige Befreiung ihres Landes.

Das Leben in den Flüchtlingslagern ist bestimmt von Hunger und Krankheit, von Armut und unfreiwilliger Passivität. Die angolesischen Gewerkschafter sind nicht untätig geblieben. Sie stehen, wie überall in den inzwischen befreiten Ländern, in den vordersten Reihen des Kampfes. Wir berichteten darüber bereits in Solidarität 6/63. Die Gewerkschaftsjugend von Angola hat sich an eine besondere Aufgabe herangemacht:

Geistiger Hunger und kulturelle Bedürfnisse unter den jugendlichen Flüchtlingen sollen gestillt werden. Eine Schule wurde gegründet – zunächst noch klein und mit unzulänglichen Mitteln. In die 1. Klasse gehen junge Männer und Mädchen, die noch nicht lesen und schreiben können. In der 2. Klasse werden diese Kenntnisse vorausgesetzt. Eine 3. Klasse ist geplant für diejenigen, die schon mehrere Jahre in der Schule waren.

So ist der Anfang gemacht, und es fehlt nicht an der nötigen Initiative. Woran es fehlt, das haben uns die angolesischen Kollegen geschrieben und um unsere Hilfe gebeten. Sie wollen keine Millionen „Entwicklungshilfe“ von uns, sondern eine kleine praktische Unterstützung ihrer Arbeit, die für den Befreiungskampf und den

späteren Aufbau von Angola so wichtig ist.

Ihre Bitte richtet sich an jedes junge Gewerkschaftsmitglied, an Jugendgruppen und Jugendausschüsse. Wir wissen, dort wird es keine tauben Ohren geben. Hier haben wir Gelegenheit, internationale Solidarität in der Praxis zu üben. Und das ist der Wunschzettel unserer Kollegen aus Angola:

Schreibhefte
Rechenhefte
Zeichenblöcke
Bleistifte
Tafeln
Griffel
farbige und weiße Kreide
Lineale
Radiergummi
Schreibpapier (liniert, kariert, linienfrei)
Abzugpost
Winkelmesser
Kurvenlineale
Außer dem Schulmaterial sind auch willkommen:
Taschenmesser
Kämme
Zahnbürsten
Handtücher
Bestecke
Seife
Kerzen
Freizeitmaterial (Bälle, Spiele, kleine Instrumente)

Alle diese Dinge sind im Kongo kaum oder gar nicht zu beschaffen. Wir wollen sie darum hier sammeln und dorthin schicken. Das, was Ihr spenden wollt, gebt bitte beim DGB-Kreis ab, von dort wird es dann zum DGB-Bundesvorstand, der zentralen Sammelstelle in Düsseldorf, geschickt.

Für folgende Dinge benötigen unsere Freunde eine Geldunterstützung:

6 Schränke
4 Schreibtische
Stühle
1 großen Tisch
1 Weltkarte
2 Afrikakarten
1 Globus
Wörterbücher
Lexika
Anatomie-, Zoologie- und Botanik-Bücher
Klassenbücher und -journale
2 Metermaße
6 große Zirkel
1 Winkelmeßinstrument
und diverse Schulbücher.

Die Einrichtungsgegenstände können in Afrika angefertigt werden. Die Schulbücher müssen im Ausland beschafft werden. Eure Geldspenden könnt Ihr auch beim DGB-Kreis abgeben oder aber direkt überweisen auf das Konto Nr. 200 des DGB-Bundesvorstandes bei der Bank für Gemeinwirtschaft, Düsseldorf. Stichwort: Angola – Spende der Gewerkschaftsjugend.

Wenn von Eurem Geld etwas Bestimmtes beschafft werden soll, dann macht bitte einen Vermerk dazu, etwa: DGB-Jugendgruppe „Hans Böckler“ aus X-dorf, DM 50,- für Schulbücher.

Die Sammelaktion soll sich nicht über lange Zeit hinwegziehen, denn unsere Freunde warten auf schnelle Hilfe. Darum bitten wir Euch, bis zum 1. Dezember 1963 Päckchen oder Geld abzugeben. Jeder kann etwas tun. Helft der Jugend aus Angola!

Bundesvorstand des DGB – Abt. Jugend
Günter Stephan Edmund Duda



Die Jungen . . .

Jugendmonat der IG Metall



. . . und die Eltern

Alljährlich im Oktober führt die IG Metall ihren Jugendmonat durch. Auf dem Programm vieler Verwaltungsstellen stehen dann Veranstaltungen verschiedenster Art, die von großen Jugendrevuen bis zum gewerkschaftspolitischen Forumgespräch reichen und die Öffentlichkeit auf die Jugendarbeit der IGM aufmerksam machen sollen. Zwei Veranstaltungen haben wir aus der Fülle des Angeboten ausgewählt. Über sie soll hier berichtet werden. Die Fotos auf dieser Seite zeigen fröhliche, lachende Menschen. Unser Fotograf Hans Rudolf hat sie auf einem Elternabend der IGM-Jugendgruppen von Salzgitter gesehen und mit der Kamera festgehalten. Elternabende sind hier liebgewordene Tradition. Einmal im Jahr, während des Jugendmonats, werden die Eltern von den Gruppen eingeladen. Sie kommen, um sich kennenzulernen und zusammen mit der Jugend bei Tanz, Unterhaltung und improvisierten Szenen aus der Gruppenarbeit einige sorgenfreie Stunden zu verbringen. Wir meinen: ein schönes und wichtiges Beispiel!



Denken Lernen Handeln

Die Wissenschaftler, die zur Eröffnung des Jugendmonats der IG Metall zum Forumgespräch nach Düsseldorf gekommen waren, um unter Leitung von Prof. Dr. Abel vor den Leitern der gewerkschaftlichen Jugendarbeit, Vertretern aus den Ministerien, Berufsschullehrern, Ausbildern und Betriebsräten Fragen der Ausbildung und Schulpolitik zu besprechen, nahmen in ihrer Diskussion kein Blatt vor den Mund. Es fielen harte Worte.

„Teilweise wird unsere Jugend als Ersatzteilwechsler ausgebildet.“

„Unser jetziges Schulsystem schneidet mit acht Jahren die geistige Entwicklung ab.“

„Geigenspielen wird an unseren Schulen höher geschätzt als die Wissenschaft von der Politik; wobei diese Wissenschaft noch vollkommen unrealistisch gesehen wird.“

„Gewerkschaften existieren in der Schulbildung überhaupt nicht.“ Es wurde von ihnen dargelegt, wie sehr schon im Hinblick auf die Automation eine längere Schulausbildung und eine intensivere Berufsausbildung nötig ist. Es wäre notwendig, daß an den höheren Schulen der Trott für ein Jahr unterbrochen und in den Beruf hineingerochen werden müßte.

In seinem Schlußreferat setzte Hans Mayr, Vorstandsmitglied der IG Metall, die von den Wissenschaftlern geforderte „Durchlässigkeit“ der Bildungswege in den Vordergrund. Wörtlich führte Hans Mayr aus: „Durch Untersuchungen wissen wir, daß von 100 Oberschulfähigen nur ein Teil die Oberschule besucht, und von 100 überdurchschnittlich Begabten können viele keine Oberschule besuchen. Von den in die höhere Schule Eingetretenen gelangen nur knapp 30 v.H. zur Reifeprüfung. Das bedeutet nicht, daß 70 v.H. hinausgeprüft werden. Viele aber betrachten den Besuch der höheren Schule als einen Weg zur Mittleren Reife. Man probiert zunächst und entscheidet später, ob man weitermachen will oder nicht. Dies ist mit kostspieligen Aufwendungen und Zeitverlust verbunden, die der einzelne besser für ihm gemäße Ausbildungswege verwenden könnte.“

Damit ist die Forderung nach der Durchlässigkeit der Bildungswege gestellt. Es wird höchste Zeit, das traditionelle, vertikale System durch ein horizontales Bildungssystem zu ersetzen. Eins möchte ich mit aller Deutlichkeit unterstreichen: Es geht uns nicht um eine Gleichmacherei, wie es zum Teil in verschiedenen Staaten geschieht, und wir wollen nicht, daß Menschen durch die Bildung in den Gleichschritt der Staatsräson gezwungen werden. Wir wollen auch nicht die materiell begünstigte Elite, sondern mehr Bildung für alle, aus der sich eine Auslese von selbst ergibt.“

Als Nahziele nannte Hans Mayr:

Beseitigung der wenig gegliederten Volksschule und vor allem der Zwergschulen in ländlichen Gebieten,

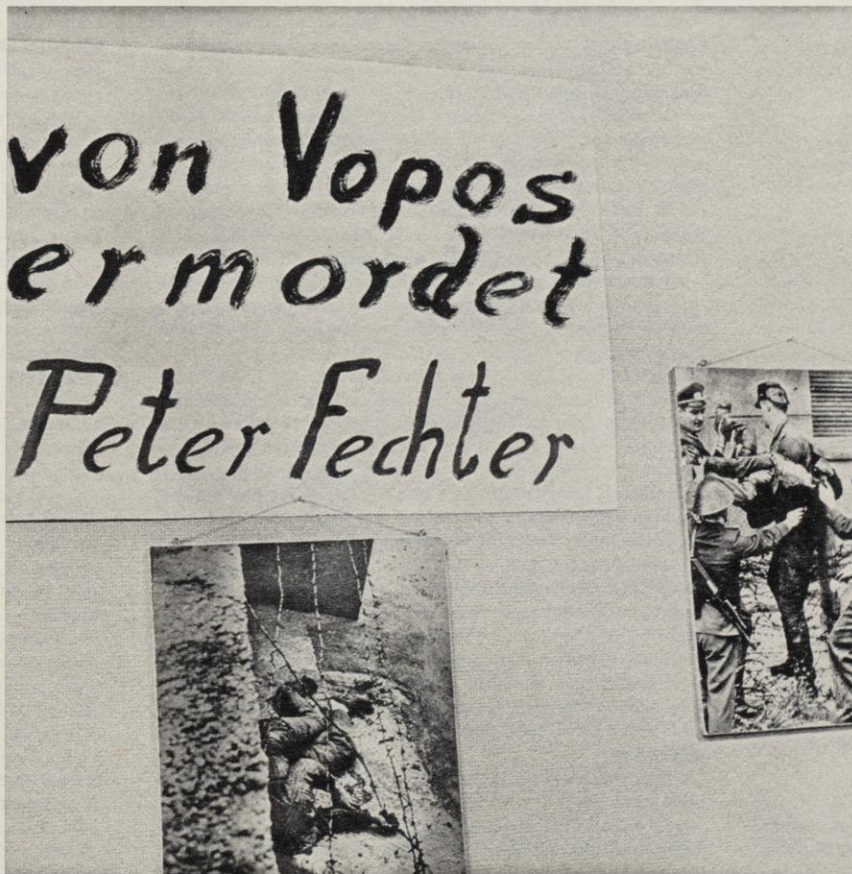
ein obligatorisches 9. Schuljahr überall, dem möglichst bald ein 10. Pflichtschuljahr folgen muß,

Berufsaufklärung ab der 7. Volksschulklasse, öffentliche Kontrolle überbetrieblicher Unterweisungsstätten, um zu einseitiger Ausbildung vorzubeugen,

Beseitigung des starken Ausbildungsgefälles zwischen den einzelnen Betrieben, deshalb: Anerkennung der Berufsfachschule neben der Betriebsausbildung; alle Jugendlichen sollten sie mindestens ein Jahr lang besuchen,

Chancengleichheit für alle Ausbildungsarten in einem Berufsausbildungsbeihilfe-Gesetz, Ausdehnung der wöchentlichen Unterrichtszeit in der Berufsschule (der letzten Bildungsmöglichkeit für rund 1,6 Millionen Jugendliche) auf zwölf Stunden an zwei Tagen mit dem Ziel, die begabten Schüler zur Fachschulreife zu führen,

Deutsch als Pflichtfach an den Berufsschulen und im Zeichen der EWG eine Fremdsprache, pädagogische Ausbildung der Ausbilder in einem Zentralinstitut, höhere Bezahlung der Ausbilder.



Berlin, die zweigeteilte Stadt, war Arbeitsthema des IGM-Jugendausschusses der Verwaltungsstelle Witten für den gesamten Jugendmonat Oktober. Ein dichtgedrängtes Programm gab in Referaten, Filmen und Diavorträgen jungen Menschen Gelegenheit, sich über die politische Bedeutung Berlins zu orientieren und etwas über die menschliche Situation seiner Einwohner – diesseits und jenseits der Mauer – zu erfahren. Auftakt und Mittelpunkt war die von den jungen Leuten zusammengestellte Ausstellung von etwa 300 Fotos aus Berlin. Mit dieser Ausstellung verbunden war die Sammlung Berliner Ferienkinder. Anfang des Jahres war eine Gruppe von jungen Mitgliedern der IGM in Berlin. Sie kamen nicht nach Berlin, um sich zu amüsieren. Sie kamen, um zu hören und zu sehen. Je mehr sie hörten und je gründlicher sie sich umsahen, desto nachdenklicher wurden sie. Nach Hause zurückgekehrt, setzten sich die jungen Menschen zusammen, lernten und erkannten bald politische Gründe und Zusammenhänge. Sie erkannten auch, daß die böse Saat, die am 13. August 1961 in Berlin aufging, schon viele Jahre vorher von Hitler und seinen Handlangern ausgeworfen ward. Mit ihren Kenntnissen aber wuchs auch der Wunsch, dieses Wissen anderen zu übermitteln. So kamen sie dazu, dem Thema Berlin ihren Jugendmonat zu widmen.

Dieses ganze imponierende Werk gibt nicht nur Zeugnis davon, mit welchem Ernst und Fleiß in gewerkschaftlichen Jugendgruppen gearbeitet wird, es ist auch, wie Wolf Deuschl aus der Bundesvorstandsverwaltung des DGB in seiner Eröffnungsrede zur Ausstellung mit klaren, guten Sätzen sagte, für uns alle in der Bundesrepublik Mahnung und Verpflichtung, die Berliner nicht zu vergessen und durch politische Wachsamkeit und Vernunft jedes einzelnen ein besseres, freies Morgen für die Menschen in Berlin mit heraufführen zu helfen.

Fotos: Udo Hoffmann



Auf der Suche nach Isak Babel

Von Werner Spanehl

1894 bin ich in Odessa auf der Moldawanka als Sohn eines jüdischen Händlers geboren worden.

Linie und Farbe: Isak Babels Prosa ist eine gespannte Sehne, die glitzernde Pfeile der Sehnsucht in unser Herz schießt. Surrend und summend schwirren sie durch die flimmernde Luft, gnadenlos wie die rhythmischen Feuerstöße eines Maschinengewehrs und so romantisch leuchtend wie die sonnenüberglänzten Flügelschläge der kreisenden Tauben. Wenn die Pfeile uns treffen, zerstäuben sie unsere Gefühle, verwandeln sie in kleine Wolken eines scharfen Duftes, der uns aus dem Zimmer treibt, durch dunkle Gassen, die uns plötzlich fremd erscheinen, obwohl wir hier zu Hause sind. Versunken lassen wir uns treiben, barhäuptig, des kalten Winds nicht achtend, uns selber nicht mehr ganz gewiß, geheimnisvoll wie jener alte Händler, den wir seit Jahr und Tag zu kennen glauben und der uns anblickt, plötzlich, wie ein Rätsel, merkwürdig geworden auch er und weise, mit einer weiten Seele, die wir jäh in ihm entdecken.

Linie und Farbe: Über der Bucht von Odessa gleißt die Sonne in einem Himmel ohne Ende. Das Schwarze Meer kräuselt sich königsblau. Die schnurgerade Promenade duckt sich. Der staubigen Kastanien schlappe Fächer beschatten die Müßiggänger einer klassenlosen Gesellschaft von Eislutschern, Zeitungslesern, Limonadetrinkern und Schläfern, die hier auf zerfurchten Bänken liegen, den Hut auf den Augen, das Kinn voller Stoppeln. In der Weißglut des Mittags macht der Schatten sich so schmal wie möglich, er streckt sich, um das bärtige Gesicht des Dichters Puschkin zu schützen, der auf seinem marmornen Sockel in unmittelbarer Nähe der berühmten Potemkinschen Treppe die kühne Nase hochmütig nach oben reckt. „Rußlands großer Poet“, sagt der lebenswürdige Intourist-Dolmetscher und preist die revolutionäre Gesinnung des fortschrittlichen Mannes, der von den zaristischen Behörden verfolgt worden sei. „Wir sind stolz darauf, daß er zeitweise hier gelebt hat.“

Ich aber möchte wissen, ob das Geburtshaus von Isak Babel noch existiere.

Ja, durchaus, doch sei es weit bis zur Moldawanka, sechs Kilometer, und nun müßten wir zum Essen gehen. Wir sitzen an

einer langen Tafel im kühlen Hof des „Hotels Odessa“, unter dem träge raschelnden Gezweig riesiger Ahornbäume essen wir grüne Äpfel aus langstieligen Glasschalen, rote Tomaten, blasse Salzgurken, kerniges Graubrot und gekochte Schweinszungen, Gemüsesuppe mit Hühnerklein, gebratenes Rindfleisch mit grünen Erbsen und Bratkartoffeln, Schokoladeneis. Dazu trinken wir salziges Mineralwasser und einen ausgezeichneten Kaffee. Tauben sitzen auf den Mauersimsen. Das Besteck ist alt und silberschwer. Die Zeit verrinnt. Ich werde ungeduldig. Ich bin für einen Tag nach Odessa gekommen, um auf der Moldawanka Babels Spuren zu suchen. Nichts anderes als dies habe ich mir vorgenommen. Jetzt aber ist es zehn nach zwei, um acht fliegt die Maschine zurück nach Konstanza in Rumänien.

„Wie komme ich auf dem schnellsten Weg zur Moldawanka?“ Die deutsch sprechende Kellnerin, ein dralles, freundliches Wesen mit weißen Söckchen, lacht so schallend, daß die Tauben unverzüglich ihren Standort wechseln. „Was wollen Sie auf der Moldawanka?“

„Ich suche das Geburtshaus eines russischen Dichters, der nun schon lange tot ist.“

„Wie ist sein Name?“

„Babel, Isak Babel.“

„Ich kenne diesen Namen nicht.“

„Er war ein großer Schriftsteller.“

„Die Moldawanka ist nicht gut, gehen Sie nicht in die Moldawanka.“

„Doch, ich werde gehen.“

„Babel, Babell, Bäbell, Bäbel“, die Kellnerin versucht, sich auf diese Weise heranzutasten.

„Babel“, mischt der Dolmetscher sich ein, „Babel, Isak Babel.“

„Zunächst“, sage ich, „muß ich etwas Geld umwechseln, damit ich ein Taxi nehmen kann.“ (Ich hatte nur deutsche und rumänische Geldscheine in der Tasche.)

„Die Banken sind geschlossen.“

„Was tue ich?“

„Kommen Sie mit!“

Er f
sitz
aug
spr
Ket
wer
„W
züc
„W
ich
me
„O
Ge
Sie
„B
„J
les
„M
jet
st
m
di
sp
sc
da
le
be
st
di
a
a
g
B
E
„M
n
n
c
i
y
f
t

Er führt mich in ein Büro, in dem freundliche junge Mädchen sitzen. Ein rostbrauner Pagenkopf ist darunter, mit Brombeeraugen und einem aufregenden Dekolleté. Der Dolmetscher spricht mit ihr. Sie mustert mich. Ich lächle. Sie läßt mich zwei Ketten weißer Perlzähne bewundern. Ich bewundere sie. Sie werde mir helfen, sagt der Dolmetscher und verläßt den Raum. „Wenn ich kann“, gurrte sie. Das Vibrato ihrer Stimme entzückt mich. Es ist Viertel vor drei, und ich bin in Eile.

„Warum wollen Sie unbedingt zur Moldawanka?“

Ich erkläre es ihr. Ich sage, daß ich nicht in diese Stadt gekommen wäre, wenn ich nicht dieses Ziel vor Augen gehabt hätte.

„Odessa ist eine schöne Stadt.“

Gewiß, das sei sie, eine sehr schöne Stadt, so schön wie ... Sie schnurrt wie eine Katze, die Brombeeraugen glänzen.

„Babel? Isaak? Ein Jude?“

„Ja, ein Genie, haben Sie noch keine Geschichte von ihm gelesen?“

„Nein, ich habe nicht.“ Auch die anderen Mädchen, die sich jetzt alle an der Unterhaltung beteiligen, kennen den Schriftsteller nicht. Ich verlasse den Raum um drei Uhr, haste die Promenade entlang und biege nach rechts ab. Die Eisverkäuferin, die mir die Richtung zeigen soll, versteht mich nicht. Ein Herr spricht mich an und fragt nach meinen Wünschen. „Zu Fuß schaffen Sie es nicht.“ Er will mir fünfzehn Kopeken schenken, damit ich mit dem Bus und der Straßenbahn fahren könne. Ich lehne dankend ab und frage ihn nach einer Wechselstube. Er beschreibt mir ein Hotel, ganz in der Nähe. Ein Jüngling ist stehengeblieben. „Ich werde Sie begleiten.“ Er bringt mich zu diesem Hotel. Unterwegs bietet er mir eine russische Zigarette an. Die zarte Frau, die ich in der Wechselstube antreffe, greift, als sie hört, was mich bedrückt, wortlos in ihre Handtasche und gibt mir sechzehn Kopeken, vier für den Bus, vier für die Straßenbahn, das gleiche noch einmal für die Rückfahrt. Sie ist ein Engel, denke ich, und da ich dies schon denke, sage ich es auch. „Sie sind ein Engel.“ Sie wird rot und verlegen wie ein junges Mädchen, schaut besorgt auf die Uhr, sagt: „Sie werden es nicht schaffen.“ Sie erklärt mir, wie weit ich mit dem Bus fahren müsse. Ich präge mir die Haltestelle ein, murmelte die Straße vor mich hin und schmettere sie, mit einem Bein erst eingestiegen, der Schaffnerin ins Ohr, aus Furcht, sie sonst zu vergessen. Als ich das Wort ausgesprochen habe, ist es auch unwiderruflich verschwunden. Nun stehe ich in der klapprigen Straßenbahn, Linie 3, und fahre zur Moldawanka.

In dem Kasten ist kein Mensch, der mich versteht. Mit ihren Händen zeichnet die Schaffnerin einen riesigen Kreis in die Luft, sie boxt mit einer Hand nach rechts, mit der anderen nach links und sagt dazu: „Moldawanka.“ Oh, ich verstehe. Der Stadtteil ist groß, und sie will wissen, an welcher Stelle ich aussteigen möchte. Ich weiß es nicht und antworte wie ein Idiot: „Moldawanka.“ Sie entwirft eine neue Zeichnung, freundlich nachsichtig, hilfsbereit. „Moldawanka.“

Ich zucke verzweifelt die Achseln und bitte: „Moldawanka.“

„Straße?“ fragt eine Schülerin, die von ihrem Buch aufblickt.

„Ich weiß die Straße nicht.“

Ein alter Mann drängelt sich aus dem Innern auf die hintere Plattform. Seine Äuglein unter den faltigen Lidern strahlen mich an. Er hebt einen knochigen Zeigefinger unter meine Nase. „Familie?“ frohlockt er.

„Sprechen Sie Deutsch?“

Er schüttelt den Kopf, doch wird seine energische Sorge noch größer. „Familie?“ drängt er.

Da steht er vor mir, ein alter Mann, der mir helfen möchte, mit jungen Augen und tausend Gesichtsfalten, in einer klapprigen Straßenbahn in Odessa, die zur Moldawanka rattert, und fragt mich nach der Familie, die ich besuchen will. Was soll ich ihm antworten? Ich kann ihn nicht enttäuschen. Er würde es nicht verstehen. So sage ich, laut und ganz langsam sprechend: „Babel, Isaak Babel.“

Er wiederholt den Namen, traurig blickt er mich an, in dem Straßenbahnwagen sagen jetzt alle Leute „Babel, Isaak, Babel, Isaak, Babel, Isaak“, und alle sind aufgeregt, weil niemand diese Familie kennt. Ich stehe auf der hinteren Plattform und bin ratlos, weil ich mit diesen lieben Menschen, die mir helfen wollen, nicht reden kann. Ich halte mich an der hölzernen Türbegrenzung fest, nicht beachtend, daß die Türen mit Preßluft geöffnet werden, mit solcher Wucht, daß mein Daumen wie ein getretener Wurm zu zucken beginnt. Ernst sieht mich ein junger Arbeiter an. Er übernimmt mit seinem Daumen meinen Platz. Als die Tür an der nächsten Haltestelle dagegenkracht, sagt er: „Moldawanka“ und weist mit dem Daumen nach draußen. „Moldawanka“, sagt auch die Schaffnerin und fertigt in der Luft noch schnell eine dritte Zeichnung an. Darauf sehe ich, daß ich mich jetzt an der Peripherie befinde, mit ungeheuren Erkundungsmöglichkeiten nach drei Seiten. Vor mir liegt die Moldawanka. Es ist genau vier Uhr.

Schwitzend, den Schatten suchend, dringe ich in das Viertel ein. Die Straße ist breit, fahl und gelb liegen die niedrigen Häuser unter den reglosen Wipfeln der mächtigen Bäume, ausgetretene Steintreppen verlieren sich in dunklen Höhlen



schmiedeeiserne Tore bewachen das Niemandsland der labyrinthischen Hinterhöfe. Ich trete durch eine Toreinfahrt und stehe auf dem Lehm Boden eines dunklen Hofes. Holzbaracken, auf Pfählen errichtet, winseln den grauweißen Himmel an, zwischen ihnen ein langer Korridor, dämmernd und zwielichtig, belebt nur von drei alten Frauen, die hier nebeneinander auf zerbrechlichen Stühlen hocken und mich verwundert anstarren. „Sprechen Sie Deutsch?“

Da hebt ein gewaltiges Schnattern an, eine reißt sich das schwarze Tuch vom Kopf und wedelt damit die modrige Luft in meine Nase, unaufhörlich auf mich einredend, doch das einzige Wort, das ich verstehe, klingt wie „Deutsch“, es kommt immer wieder vor, aber es hilft mir nicht weiter. Aufatmend stehe ich wieder auf der Straße. Überall sitzen jetzt die Leute auf den Stufen vor ihren niedrigen Häusern. Eine junge Frau mit Brüsten so groß wie Kuheuter am Abend blinzelt mich mit ihren Goldzähnen an. Das wirkt so einladend, daß ich Mut fasse und sie frage, ob sie mich verstehe. Heiter schaut sie mich an, fährt sich mit der Hand über das schwere blauschwarze Haar und schließt für einen kurzen Augenblick den mächtigen Mund. Ich sehe, daß ich meinem Ziel auf diese Weise nicht näherkomme. Ich will es jetzt anders versuchen. Ich werde Ausschau halten nach alten Männern mit langem Bart und jüdischem Aussehen. Ich muß die Veteranen der Moldawanka finden, die Nachkommen der alten Gauner, Taubenzüchter, Händler und Handwerker. Ich darf jetzt keine Zeit mehr verlieren. Dort sitzt vielleicht einer auf der Treppe, ein Schuster, der müde auf seinen Leisten schlägt, ein uralter Mann, der wie Mahatma Gandhi aussieht, mit Haaren wie Buchweizengrünte und einem vollständigen Nirostagebiß. Er sieht gar nicht auf, als ich ihn anrede. Eine junge Frau in einem rotgepunkteten Kleid geht vorbei. Sie trägt zwei grüne Melonen in der Einkaufstasche und bleibt plötzlich stehen. „Was suchen Sie?“ Ich erkläre es ihr, und sie versteht mich. „Sie müssen“, sagt sie, „einen alten Mann finden“, und sie sagt mir, wohin ich gehen muß, um diesen alten Weisen zu finden, die nächste Straße rechts, dann die dritte Straße rechts, dann die erste links bis zur Uhr und dort, in den Kellerwohnungen, sollte ich's versuchen. Während wir uns unterhalten, tritt ein kleiner stämmiger Mensch hinzu, braungebrannt, im offenen dunkelblauen Hemd. Er läßt sich von der Frau erzählen, worum es sich handelt, dann nimmt er mich an der Hand und zieht mich weg. Die Frau ruft mir nach, der Mann wolle mich begleiten. Und er begleitet mich und ist nun für die nächste Stunde mein freiwilliger Führer und Beschützer. Er spricht kein Deutsch, aber wir verstehen uns glänzend. Er zeigt mir seine kräftigen Unterarme, auf der ich kleine Bläschen und rote Brandflecken sehe. Er umfaßt mit seiner rechten Hand einen Kolben aus Luft und visiert damit seinen linken Unterarm an. „Fffff“, faucht er dazu. Auf diese Weise erfahre ich seinen Beruf und weiß nun, daß er Schweißer ist. Zielstrebig geht er mit mir über die Straße und steuert zwei Polizisten an, die sich dort, bei ihren Motorrädern, mit einem Zivilisten unterhalten. Brusk unterbricht mein Freund das Gespräch.

„Babel, Isaak, Moldawanka, Deutscher.“ Ich bin erstaunt über den Tonfall, in dem der Mann mit den Uniformierten spricht. Er ist der Fordernde, Auskunft Erheischende, keinesfalls der Bittende. Verlegen kratzt der exotisch aussehende Wachtmeister sich den gelben Nacken. Der andere schweigt. Der Zivilist sagt: „Ich kenne Deutschland, ich war in Dresden und Halberstadt, es war schön.“ Dies aber, denkt mein Freund, sei keine Zeit für Reminiszenzen. So fährt er dem Zivilisten in die Erinnerungen und zieht mich kopfschüttelnd weiter. „Miliz“, sagt er, um sich mir verständlich zu machen, „Miliz nix.“ Wir gehen um drei Ecken, an großen Tankwagen mit Limonade vorbei, an denen die Menschen gemächlich Schlange stehen, in Büchern lesend und Zeitungen. Die Limonade sieht aus wie Bier und schäumt auch so. „Kwasch“, sagt mein Freund und streichelt dabei seine Gurgel, „Kwasch“, sage auch ich und fahre mir über den Hals, der außen klebrig naß ist und innen so trocken wie der ausgedörrte Putz an den Häusern von Odessa. Gåbe es die grünen Wipfel der Bäume nicht, in allen Straßen dieser Stadt, die Hitze wäre wohl kaum zu bewältigen.

Auf der Suche nach Isaak Babel



Freilich, mein Begleiter, der mit Rücksicht auf mich tüchtig aus-
schreitet, schwitzt nicht. Von Zeit zu Zeit blickt er mich freund-
lich besorgt an und weist mit der Hand nach vorn. Nun sind wir
in die Straße eingebogen, auf der ich den weisen Mann finden
soll, hier ist auch die Uhr, von der die Frau gesprochen hat,
dort steht ein Krankenhaus. Da hinein zieht mich mein Begleiter.
Schon sind wir im Wege, eine bewußtlose Frau wird in den
Operationsaal geschoben, ein Mann in seinem Blute wird auf
einer Bahre hereingetragen. Drei Ärzte und vier Schwestern
sitzen hinter mehreren Tischen, schreiben Rezepte aus für warte-
nde Patienten, blicken nicht auf, als wir uns anstellen. Mein
Freund, der Schweißer, kennt kein Erbarmen: „Babel, Isaak,
Moldawanka, Deutscher.“ Und die Ärzte hören zu schreiben
auf, die Schwester legt die Spritze beiseite, die Patienten he-
ben erstaunt den Kopf, ein Doktor erhebt sich von seinem Stuhl,
geht um den Tisch herum und legt mir eine Hand auf die Schul-
ter. Er ist einen ganzen Kopf größer als ich und seine Augen
sind klug und gütig. „Bitte, erzählen Sie mir, was Sie wünschen,
aber sprechen Sie langsam, dann werde ich Sie verstehen.“
„Ich bin für einen Tag nach Odessa ...“
„Bitte, sprechen Sie langsamer.“
Wir zünden uns eine Zigarette an. Er fragt, ob Babel, von dem
er noch nichts gelesen habe, in Deutschland gestorben sei.
„Wahrscheinlich in Sibirien“, sage ich, „niemand weiß es.“
„In Sibirien? Wann?“
„Ende der dreißiger Jahre.“
„Bei Stalin, ich verstehe. Er ist rehabilitiert?“
„Ja, 1954.“
„Aha. Ich kann Ihnen nicht helfen. Schade. Er war Jude, nicht
wahr?“
„Ja.“
„Sprechen Sie Jiddisch?“
„Nein“, sage ich, „leider nicht.“
„Hören Sie“, sagt er und spricht Jiddisch mit mir, ganz
langsam.
„Ich kann es leider nicht gut verstehen.“ Ich bin bekümmert.
„Sie sind ein Kosmopolit“, sagt er und streicht behutsam über
meinen Oberarm.
„O nein, Sie sind es viel eher, Sie sprechen Deutsch und ich
spreche nicht Russisch.“
„Sie sind Westdeutscher und kommen nach Odessa, um einen
toten jüdischen Schriftsteller zu suchen. Sie sind ein Kosmo-
polit.“
Mein Beschützer hat diese Unterhaltung mit wachsendem Är-
ger verfolgt. Er fühlt und sieht an unseren Gesichtern, daß sie
uns keinen Schritt weiterbringt. Sentimentalitäten, bah. War-
rend klopft er auf das Glas meiner Armbanduhr. Er zupft an
dem Kittelärmel des Arztes und fragt: „Gymnasi?“ – „Ja“, ant-
wortet der Doktor, das sei tatsächlich eine Möglichkeit. Die
alten jüdischen Professoren im Gymnasium auf der Molda-

wanka, das, wenn überhaupt, sei die Lösung. Anerkennend
mustert er meinen Freund, der mich schon hinauszuziehen be-
ginnt.
„Gymnasi“, lacht er und schlägt mir auf den Rücken, „Profes-
sor.“ Da haben wir endlich ein richtiges Ziel und trotten los.
Das ist die Straße mit den Kellerwohnungen, vor denen braune
Katzen sich sonnen. Im Vorbeihasten halte ich Ausschau nach
alten Männern. Schon zerrt mein Begleiter mich auf die andere
Straßenseite. Er hat eine Buchhandlung entdeckt. Wenn man,
so denkt er, nach einem Schriftsteller fragt, dann wohl doch am
besten in einer Buchhandlung, und diese hier liegt am Wege,
also bitte. Aber in dieser Buchhandlung sind nur unwissende
Mädchen beschäftigt, die noch nichts von Isaak Babel gehört
haben. Mein Freund, der darüber sehr erbost ist, schimpft sie
alle aus. Sie kennen Isaak Babel nicht, es ist zum Zähneknir-
schen, in der Tür dreht er sich noch einmal um und läßt noch
einmal eine Schimpfkanonade vom Stapel. Draußen spuckt er
voll Verachtung in die Gosse und lacht mich an. Er weist nach
vorn, „Gymnasi“. Aber das Gymnasium ist geschlossen, ein
dickes Hängeschloß versperrt den Eingang. Schwarzbraun und
alt ist das Gymnasium mit blinden Fensterscheiben. Wir gehen
auf den Hof, hier stehen die anderen Gebäude der Schule, über-
all hängen große Schlösser an den Türen. Aus. Ich muß zurück
zum Hotel, wo der Bus wartet, der uns zum Flughafen bringen
wird. Mein Gefährte schneuzt sich lange und nachhaltig. „Aus“,
sage ich, und er, mit treuen Augen, antwortet: „Feierabend.“
Dies ist ein gutes deutsches Wort, und ich möchte ihm gern
sagen, daß er kein schlechtes Fundament für einen deutschen
Wortschatz besitze, ich möchte diesem prächtigen Manne
überhaupt noch verschiedenes sagen, aber ich kann es nicht.
So schütteln wir uns nur kräftig die Hand, „danke schön“, sage
ich, „danke schön“ und „auf Wiedersehen“. „Wiedersehn“,
sagt auch er und winkt mir zu, während er in entgegengesetzter
Richtung davonschreitet, ein Bürger der Stadt Odessa, ein
Schweißer, vielleicht ein Parteigenosse oder sogar ein „Held
der Arbeit“, ich habe ihn nicht danach fragen können; ich weiß
nur, daß er ein hilfsbereiter Mensch ist, ein Bewohner der un-
ermeßlichen Moldawanka, in deren Straßen ich eines Dichters
Geburtshaus gesucht und nicht gefunden habe.
Da stehe ich, wische mir den Schweiß von Stirn und Nacken
(aus den beiden Taschentüchern sind nasse Lappen geworden
auf meinem Erkundungsgang) und versuche mich zurechtzu-
finden. Komischerweise habe ich die Hoffnung immer noch
nicht aufgegeben. Es ist jetzt sechs Uhr nachmittags. Für die
Straßenbahn- und Busfahrt bis zum Zentrum brauche ich eine
halbe Stunde. Um sieben muß ich am Hotel Odessa sein, blei-
ben also dreißig Minuten, die ich im zielstrebigem Schlendrian
(Richtung Haltestelle) nützen könnte. Ich spreche ein junges
Mädchen an, Schülerin, wie ich schätze, vierzehn, höchstens
fünfzehn, eine Milchkanne in der Hand, gepflegte Fußnägel in

weißen Sandaletten, duftendes Blondhaar über einem frischen,
offenen Gesicht. Sie ist rührend bemüht, mir zu helfen, nach-
denkliche Linien bilden sich auf ihrer glatten Stirn, kleine gerade
Straßen, die mir den Weg weisen möchten. Das lichte Mädchen
kennt den Schriftsteller Isaak Babel nicht, es hat noch niemals
von ihm gehört. Auch jene andere, mit den hautengen Hosen
kennt Babel nicht. Statt dessen fragt sie mich, ob es in West-
deutschland Kaugummi gebe. „Good bye“, singt sie, lässig mit
der Hand wedelnd und ihren strammen Popo zum äußersten
anspornend, auch sie ein Geschöpf aus Odessa, Mitglied einer
internationalen Gilde jugendlicher Kaugummifanatiker.
Wenn ich, so rede ich mir ein, die jüdische Synagoge fände,
müßte ich eigentlich meinem Ziel näherkommen, aber ich habe
keine Zeit mehr, um danach zu suchen. Ich hätte auch im „Haus
der Schriftsteller“ nachfragen können. Doch auch dazu ist es
jetzt zu spät. So schlendere ich weiter, der Haltestelle entgegen,
denke an Isaak Babels Erzählungen, verspüre den Geschmack
von Knoblauch auf meiner ausgetrockneten Zunge, schnuppere
über den Schächten von dunklen Kellerwohnungen und rieche
nichts. Die Moldawanka, wie ich sie während weniger Stunden
kennenlernte, dämmert dahin im Staub der heißen Sommer,
gelblich bröckelnd die niedrigen Häuser, unter satten phleg-
matischen Bäumen, die auf glatzköpfigen Rasenstreifen stehen.
In den dunklen Höfen dieser Stadt aber hält sich noch immer
das Geheimnis verborgen wie zu Babels Zeiten. Und doch spie-
len auf einem dieser Höfe zwei Jungens Tischtennis, und die
Männer trumpfen mit ihren Karten auf Federbetten liegen auf
weißen Tüchern und atmen Sonne ein. Menschen gehen
schwätzend durch die Straßen, und der Fleischerladen ist rie-
sengroß, kühl und blitzsauber. Überall auf den Bürgersteigen
sitzen Frauen hinter kleinen Theken, umsummt von vielen Bie-
nen, und schenken für vier Kopeken Himbeerlimonade aus.
Fröhlich kräht mich ein dicker Zivillist an, der in einer offenen
Haustür steht, um seinen strammen Bauch ein breites Koppel
geschlungen, an dem eine Pistole sich gegen seinen Ober-
schenkel preßt. Im Hintergrund des dunklen Raums hängt ein
Lenin-Bild an der Wand. Ich weiß nicht, was ich ihm antworten
soll. So winke ich ihm nur zu und gehe weiter. Er winkt zurück
und lacht.
Auf dem Flugplatz fragt mich der Dolmetscher: „Nun, haben
Sie es gefunden?“
„Nein“, sage ich, „nicht das, was ich suchte, aber ich habe
gute Menschen getroffen, sehr viele.“
„Und Babels Haus?“
„Leider nicht.“

Im Walter-Verlag ist eine zweibändige Ausgabe der Werke
Isaak Babels erschienen. Der Kurt-Desch-Verlag hat ebenfalls
einen Sammelband des Dichters vorgelegt.

Die Rebellen vom Hohen Meißner

Waren sie denn wirklich Rebellen, diese jungen Menschen, die im Oktober 1913 mit Rucksäcken, Wimpeln und Klampfen zum Hohen Meißner bei Kassel zogen, dort alte Tänze und Spiele aufführten, große Worte hörten, „Heil“ riefen und mit Kränzen im Haar durchs Feuer sprangen? Die Zeitgenossen haben sie dafür gehalten. Diese Jugend sei unsittlich und gottlos, hat ein paar Monate später ein Zentrumsabgeordneter im bayerischen Landtag behauptet; sie kämpfe gegen Elternhaus, Schule, Vaterland und jede positive Religion. Und der Kultusminister, der es ja schließlich wissen mußte, hat dazu mit dem Kopf genickt und gesagt, genauso sei es.

Dabei hatten diese jungen Leute und vor allem ihre zumeist nicht mehr so ganz jugendlichen Sprecher auf dem Hohen Meißner ziemlich viel vom geliebten Vaterland geredet und von Volkskraft und Deutschtum, und sie hatten – die weil hundert Jahre seit dem „Befreiungskrieg“ vergangen waren – Arndt und Fichte und Körner zitiert. Sie hatten freilich auch „Seid umschlungen Millionen“ gesungen, und es gab welche unter ihnen, die lieber von der Menschheit als vom Vaterland sprachen und denen die Versöhnung der Völker in der Zukunft mehr am Herzen lag, als das Gedenken an einen hundert Jahre zurückliegenden Krieg. Einig waren sie sich in der Hinsicht gar nicht und in anderen noch weniger. Manche trugen Reifen und Plaketten mit Runen, hatten es mit Wotan und Baldur und waren für germanische Rasse und gegen die Juden. Andere wollten die Menschheit mit Rohkost veredeln und noch andere die sozialen Unterschiede durch gemeinsames Singen und Reigentänze überwinden. Darüber haben sie heftig und mit Begeisterung gestritten, und es hat ziemlich lange gedauert, bis sie heraus hatten, worüber sie einig waren. Sie wollten geschlossen für die Freiheit eintreten, ihr Leben „nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung und in innerer Wahrfähigkeit“ zu gestalten, haben sie endlich in einer Entschliebung, der alle zustimmten, erklärt.

Wer bestimmte denn ihr Leben?

Wir machen uns heute keine Vorstellung mehr davon, wie sehr die Jugend damals von den Erwachsenen gegängelt, kommandiert und schikaniert wurde. Der Vierzehnjährige galt als ein kleiner Erwachsener. Er hatte so auszusehen, sich so zu benehmen, im übrigen aber den Mund zu halten. Man muß sie sich einmal ansehen auf alten Fotos, diese vierzehnjährigen kleinen „Männer“ mit ihren langen Hosen, hohen steifen Kragen, korrekten Hüten und der Uhrkette über der Weste. Und so wie das Kostüm, so war die Rolle, die man ihnen aufzwang. Darunter hatten sie alle zu leiden, die Lehrlinge und die Gymnasiasten, die Studenten und die jungen Arbeiter, die selbst von Arbeitsführern in den ersten Jahren des Jahrhunderts noch als „grüne Jungen“ abgetan wurden. Und darum meuterten sie gegen die Alten, die ihnen ein so jugendwidriges Leben und Verhalten zumuteten, gegen die „Väter“ auf dem Katheder, in der Werkstatt, in der Familie, die zu der Zeit unumschränkt regierten und so taten, als seien sie allesamt kleine Statthalter Kaiser Wilhelms – dem sie ja nicht umsonst den Bart nachmachten.

Aber so wie der Obervater auf dem Thron längst zeitwidrig war, so waren es alle die anderen mit ihm. Sie waren drinnen Autokraten und draußen Untertanen; dem Schein nach Tugendbolde und in Wirklichkeit allzuoft skrupellose Geschäftemacher und geile Genießer. Die Jugendlichen der Zeit spürten, daß die väterlichen Autoritäten nicht mehr stimmten, und die Dichter und Künstler der Zeit – von denen nicht wenige durch die Jugendbewegung hindurchgingen – holten ans Licht, was unter dem würdigen Kostüm steckte. 1905 schrieb Heinrich Mann seinen „Professor Unrath“ – den die meisten aus dem Film „Der blaue Engel“ mit Marlene Dietrich kennen –, 1914 verfaßte Walter Hasenclever das Drama „Der Sohn“, das sich gegen die Tyrannei der Väter wandte, die nur noch die „väterliche Zucht“, aber nicht mehr die väterliche Liebe kannten.

Indem die Wandervögel und Freischärler, die sich nach dem Meißnertreffen „Freideutsche Jugend“ nannten, gegen die überalterte, unglaublich gewordene Väterordnung aufstand und für die Jugend das Recht forderte, so zu leben, sich so zu verhalten und so anzuziehen, wie es ihrem Alter und ihren natürlichen Bedürfnissen entsprach, waren sie tatsächlich Rebellen, trugen sie dazu bei, eine Ordnung abzubauen, die von den Alten allzulange aufrechterhalten worden war. Als 1918 diese Ordnung versagte und sich aufzulösen begann, hatte die allgemeine Rebellion der Jugend ihr Ziel erreicht. Man sah ein, daß das Jugenalder ein Lebensabschnitt besonderer Art ist und daß der Jugendliche nach anderen Maßstäben gemessen werden muß als der Erwachsene. Die Jugendpsychologie kam auf, es kamen Jugendämter und Jugendgerichte, und selbst die politischen und weltanschaulichen Gruppen, die ehemals die Meißnerjugend verfemt und verleumdet hatten, beeilten sich jetzt, die Kluff und das Gehabe jener in ihren Jugendgruppen einzuführen. Damit war die „Jugend“-Bewegung überflüssig geworden, und es war nur folgerichtig, daß sich die

Jugendlichen wieder den politischen und weltanschaulichen Heerhaufen der Erwachsenen anschlossen. Wären diese Erwachsenen vorher nicht so unbeweglich gewesen, hätte es wahrscheinlich die Jugendbewegung – die es ja so nur in Deutschland gab – überhaupt nicht gegeben.

Man muß das sehen, wenn man das ganz andere Verhalten der Jugend unserer Zeit richtig verstehen will. Die Rebellion gegen die Alten kann es nicht mehr geben, weil die väterliche, die „patriarchalische“ Ordnung, die in ihrem Endstadium das Verhältnis zwischen Jugendlichen und Erwachsenen in eine krisenhafte Zuspitzung hineingeraten ließ, bis auf einige Reste abgebaut ist. Das bedeutet nun freilich nicht, daß es zwischen den Generationen keine unterschiedlichen Betrachtungsweisen, keine gegensätzlichen Auffassungen und Interessen mehr

gäbe. Aber über Auffassungen und Betrachtungsweisen kann man diskutieren, und das geschieht ja auch. Es ist immer ein Krisensymptom, wenn diese Diskussion sich zuspitzt, wie das heute im Raum der Hochschule, aber auch im Betrieb und innerhalb der Parteien der Fall ist. Bestehen da noch Reste der patriarchalischen Ordnung? Werden der Jugend Rollen zugemutet, die sie nicht zu spielen vermag? Es ist zuerst Sache der Erwachsenen, diesen Fragen nachzugehen. Denn die für die heutige Welt Verantwortlichen sind auch verantwortlich für das Verhalten der Jugend in dieser und zu dieser Welt. Ob die Jugend diskutiert oder rebelliert, das hängt immer von den Erwachsenen ab.

Cato

Foto: Hans Rudolf



Der Mensch in unserer Zeit

Zur XII. Internationalen Filmwoche in Mannheim

Wenn die Veranstalter einer Filmwoche ihrem Vorhaben ein Motto geben, dann erhält ein solches Festival fast den Charakter einer Meinungsumfrage. Für die diesjährige Mannheimer Filmwoche (14.-19. Oktober) waren besonders die Dokumentarfilmproduzenten in aller Welt wieder aufgefordert, Arbeiten einzusenden, die eine Antwort geben auf die Frage: Wie leben die Menschen in unserer Zeit? - Die etwa 100 Filme aus 24 Ländern, die jetzt in Mannheims Scala-Kino zu besichtigen waren, gaben eine vielstimmige Antwort auf die gestellte Frage, doch den besten Werken haften ein gemeinsamer Grundton an. Die ernsthaftesten unter den meist jungen Regisseuren, die sich in ihren Heimatländern auf die Suche nach dem Menschen begeben hatten, fanden ihn übereinstimmend in einer Lage, die ein italienischer Film wohl am treffendsten mit seinem Titel „Lebendig geschunden“ charakterisierte.

In diesem seinem ersten Spielfilm beschreibt Giuseppe Fina die soziale Situation des Eisen gießers Andrea Neroni. Andrea ist ein „Pendler“, der täglich 60 Kilometer zu seinem Arbeitsplatz fahren muß. Da er streikend mit seinen Kollegen Solidarität übt und der „Staatsgewalt“ Widerstand leistet, wird er gemäßregelt und verhaftet, und da er eine sogenannte „ledige Mutter“ nur auf dem Standesamt heiratet, kann er auch bei den Nachbarn und beim Pfarrer nicht auf Sympathie rechnen. Auch die Hoffnung auf eine Wohnung muß er sich aus dem Kopf schlagen. Wer nicht für die Obrigkeit ist, der muß sich von ihr schinden lassen, das ist Giuseppe Finas These, die er kraftvoll und unkompliziert vertritt. Kinoästheten rümpfen über einen solchen Film vielleicht die Nase, denn für sie ist die Form oft wichtiger als die Gesinnung.

In Form und Inhalt auf der Höhe des heute Geforderten bewegte sich Robert Enricos Spielfilm „Das schöne Leben“, was natürlich ironisch zu verstehen ist, denn im Mittelpunkt steht wieder ein Mensch, der geschunden wird. Endlich vom Militärdienst entlassen, möchte Frédéric ein sinnvolles Leben beginnen, doch das ist im Frankreich des Generals de Gaulle gar nicht so leicht. Der Militarismus hat sich auch im zivilen Leben eingenistet, und wer wie Frédéric gegen ihn protestiert, der wird brutal zusammengeschlagen. Nachdem sich der Fotograf mit Hilfe seiner jungen Frau dann schließlich doch eine bescheidene Existenz errichten konnte, in der bald auch ein Kind seine Rechte fordern wird, taucht die militarisierte Staatsallmacht erneut in der Form eines Einberufungsbefehls auf.

Gegen die Mißachtung der Menschenrechte in den USA protestierten die Brüder Burton in ihrem Kurzfilm „Das waren noch Zeiten“. Hier geht es um die Menschenjagden des seit 1938 tätigen HUA-Komitees, bekanntgeworden unter dem Begriff „MacCarthy-Ausschuß“, der nicht nur ganze Familien ruinierte, sondern manchen aufrechten Bürger in den Tod trieb.

Einen deutschen Zeugen der Menschenverachtung zitierte der polnische Kurzfilm „Das Album Fleischers“. Janusz Majewski montierte jene Fotos, die der Reservehauptmann Fleischer aus Görlitz während des Krieges ganz privat knipste. Spießbürgerliche Familienbilder stehen neben Aufnahmen von der verbrannten Erde. Fleischer war ein guter Fotograf, doch was mag er für ein Mensch gewesen sein?

Den Krieg zu beschwören war auch die Absicht des mexikanischen Regisseurs Ruben Gamez. Ihn inspirierten die mächtigen schwertförmigen Blätter der Agaven, und so ließ er sie nach einer Musik von Dimitri Schostakowitsch ein symbolisches Gemetzel vollführen. Mehr als 30 Jahre sind seit dem Mexiko-Aufenthalt von Sergej Michailowitsch Eisenstein vergangen,



doch noch immer sind seine Einflüsse auf die dortigen Filmgestalter spürbar.

Daß 18 Jahre nach Hitler der Nazi-Ungeist auf dem Obersalzberg fröhliche Urständ feiert, bewies Walter Krüttner mit seinem Kurzfilm „Es muß ein Stück vom Hitler sein“. Trotz gegenteiliger Behauptungen der bayerischen Behörden pilgern täglich Scharen von Touristen aus aller Welt zum Teehaus hinauf, um sich von sprachkundigen „Führern“ das Domizil des „Chefs“ zeigen zu lassen. „Auf dem Obersalzberg gibt es nichts mehr zu besichtigen“, so sagt die bayerische Regierung, doch gleichzeitig verdient sie große Summen an dieser fatalen Schausteller-Attraktion.

Kritisch gegenüber den eigenen nationalen Schwächen verhielt sich auch John Irving, indem er den „Gala-Day“ der Bergarbeiter von Durnham in Nordostengland unter die Lupe nahm. Diese einst würdige Gewerkschaftsveranstaltung nahm im Laufe der Jahre immer mehr den Charakter eines feuchtfröhlichen Treibens an. Die ernsthaften Reden der Funktäre stehen in einem makabren Gegensatz zu den Bierleichen am Ende des Rummels.

Hier wird auf armselige Weise dem „Süßen Leben“ nachgeeifert, wie es die Kanadier Ballentine und Sheppard mit ihrem Kurzfilm „Superlative“ in den Klubs der „Playboys“ beobachteten. Kein normales Gehirn kann sich die Verrücktheiten vorstellen, die sich diese reichen Nichtstuer auf dem gekrümmten Rücken einer geschundenen Menschheit immer noch zu verschaffen wissen.

Eine Schinderei besonderer Art behandelte die tschechoslowakische Regisseurin Vera Chytilová: den Sport. In ihrem ersten Spielfilm „Von etwas anderem“ beschreibt sie die drakonischen Trainingsmethoden, mit denen die Turnerin Eva Bosáková trotz der erreichten Leistungsgrenze zu weiteren Steigerungen getrieben werden soll. Parallel dazu zeigt der Film das trostlose Hausfrauendasein einer jungen Mutter, die bei ihrem Mann keinerlei Verständnis findet. Daß beide Frauen ihre Ängste und Konflikte schließlich überwinden, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Menschenwürde dabei oft genug auf der Strecke blieb.

Den besten Film, den es in Mannheim zu sehen gab, muß man eigentlich als internationale Arbeit bezeichnen: „Sterben in Madrid“ von Frédéric Rossif. Aus dem Material französischer, amerikanischer, deutscher und sowjetischer Kameralente formte der Franzose Rossif eine erschütternde Dokumentation über den spanischen Bürgerkrieg. Viele, die Francos Mordanschlag auf die Spanische Republik nie recht als die Generalprobe der Faschisten für den II. Weltkrieg begriffen haben, bekommen hier Gelegenheit zu einer Begegnung auch mit der deutschen Mitschuld an diesem Gemetzel.

Rossif nennt sie alle beim Namen, die damals mitgeholfen haben, die junge spanische Demokratie zu erdrosseln, und deshalb werden wir diesen Film wahrscheinlich weder in den Kinos noch auf den Bildschirmen der Bundesrepublik zu sehen bekommen. Nur die Ausgewählten auf den Festivals dürfen solcher Erlebnisse noch teilhaftig werden, die Geschundenen selbst bleiben davon ausgeschlossen.

Herbert Stettner

Foto: Hans Rudolf

Sklavenmarkt 1963

Tausende Heranwachsende im nächtlichen Sex-Geschäft / Herrn Blanks Strip-tease-Verordnung ging daneben / Aus Animiermädchen werden „Serviererinnen“ / Dem Gesetz ein Schnippchen geschlagen / 21-Jahr-Grenze in Schweden - warum nicht bei uns?

Kaiserslautern, der ganze Liebesmarkt zwischen Nahe und Pfalz - sie alle suchen junge „Bedienungen“. Strip-tease-Mädchen, Schönheitstänzerinnen und Animierdamen sind nicht mehr gefragt. Seitdem sich der Bundesarbeitsminister endlich dazu aufraffte, Jugendlichen diese Beschäftigung zu verbieten, gibt es nur noch brave Serviererinnen, Bedienungen und kellnernde Bardamen.

Zumindest in den Zeitungsanzeigen und gegenüber dem Gewerbeamt. In Wahrheit aber ändert sich nichts am Ausbeutertum in den Vergnügungszentren der Bundesrepublik. Nicht eine Achtzehn-, Neunzehn- oder Zwanzigjährige wird entlassen in Kaiserslautern oder Baumholder, in Grafenwöhr oder Bitburg, im Frankfurter Bahnhofsviertel, auf der Reeperbahn oder in der Münchener Goethestraße. Im Gegenteil: die Preise steigen für das „junge Fleisch“, das gewissenlose Unternehmer hier für ihre zahlungskräftigen Gäste bereithalten! Der Jugendschutz, immer schon Stiefkind, wenn es um handfeste geschäftliche Interessen geht, bleibt wieder einmal auf der Strecke. In der neuen, vielfach enthusiastisch begrüßten Verordnung des Bundesarbeitsministeriums zum Schutz vor sittlich gefährdender Tätigkeit klafft nämlich ein Loch so groß wie ein Scheunentor.

Während Gewerkschaften, Jugendämter, Gewerbeaufsicht, Familienverbände und pädagogische Instanzen seit langem ein allgemeines Arbeitsverbot für Minderjährige in Nachtbars und Animierkneipen fordern, hat sich Minister Blank lediglich zu einer Maßnahme gegen Strip-tease und Tischdamen bereitgefunden. Natürlich haben die Lasterhöhlen, in denen schon Tausende blutjunge „Fräulein“ an Leib und Seele verkommen sind, zukünftig keine „Tänzerinnen“ und „Gesellschaftsdamen“ mehr. Die gleichen Mädchen heißen jetzt „Serviererinnen“ oder „Bardame“. Berufe, die sie ausüben dürfen, sobald sie das siebzehnte Lebensjahr vollendet haben...

„Nicht zuständig“

Wir wandten uns an den zuständigen Mann im Bundesarbeitsministerium. Warum, fragten wir Oberregierungsrat Dr. Welzel, begnügt man sich mit derartigem Flickwerk? Weiß der Minister nicht, was in diesen Amüsierbetrieben los ist?

Was glaubt man im Ministerium, wollten wir wissen, warum achtzehnjährigen Anfangsbedienungen 1000 Mark Garantielohn gezahlt und noch weit mehr in Aussicht gestellt wird? Und warum müssen Kellnerinnen ihren Beruf nicht gelernt haben, dafür aber „gut aussehen“?

Der Vertreter des Ministers gab freimütig zu, daß die in den einschlägigen Inseraten geforderte „Tüchtigkeit“ gewiß nicht in der Kunst des Servierens besteht. Animiert soll werden - gleichgültig, ob vor oder hinter der Bartheke! Jedoch: der Paragraph 17 des gültigen Gaststättengesetzes erlaubt die Beschäftigung von Kellnerinnen ab dem achtzehnten Lebensjahr. Und nur der Bundestag kann dieses Gesetz ändern, dessen Durchführung zudem Ländersache ist. (So daß beispielsweise in Bayern auf Antrag sogar Mädchen ab 16 Jahre beschäftigt werden können!)

sucht Kürschner und Pelznäherinnen

Spitzen-Auslaßnäherin: **Stundenlohn DM 3.60**
Eventuelle Überstunden werden steuerfrei ausbezahlt.

Damen für die Warenausgabe
und
Verkäuferinnen

Wir suchen für sofort oder später
Verkäuferinnen
für Herren- und Damenmode sowie Modeartikel,
evtl. zum Anlernen

Lageristinnen
Reinigungsfrauen

Junge, gutaussehende Bedienungen und Bardamen, auch Anfängerinnen, für Kaiserslautern gesucht. Kost und Logis frei. Monatsgarantielohn 1000 Mark und mehr, je nach Tüchtigkeit. Zuschriften nur mit Lichtbild.“

Steno-Kontoristin
Wir bieten eine Dauerstellung, gutes Gehalt
und echtes Betriebsklima

weibliche Anlernkräfte
Die Arbeitszeit beträgt wöchentlich 42 Stunden;
der Samstag ist frei.
Ehepaare, die bei uns tätig sein wollen,
erhalten Unterkunft in modern eingerichteten
Einzimmer-Appartements.

Wollen Sie in einem aufgeschlossenen, fortschrittlichen Team mitarbeiten?
Wenn ja, dann kommen Sie zu uns. Wir suchen für unsere im Aufbau begriffene Lochkartenabteilung

IBM-Locherinnen

denen wir eine gutbezahlte Dauerstellung mit allen üblichen sozialen Vergünstigungen bieten.

Wie Hohn

Dabei mutet es wie Hohn an, daß einige Landesbehörden, welche aus eigener Initiative die Beschäftigung noch nicht 21jähriger in Animierkneipen und Nachtbars verboten hatten, ihre Jugendschutzmaßnahmen wieder aufheben mußten.

So beispielsweise in den Orten um den großen pfälzischen Truppenübungsplatz Baumholder, wo die Fürsorgebehörden ein solches Verbot durchgesetzt hatten. Doch die cleveren Barbesitzer gingen zum Verwaltungsgericht, das entschied: „Gesetzlich unzulässig“. Unsere Gesetze verhindern also, daß unsere Behörden gefährdete Jugendliche davor schützen, zu Dirnen herabzusinken!

Der moderne Mädchenhandel blüht wie nie zuvor! Herrn Blanks Verordnung ändert daran nicht das geringste. Auch in Zukunft sollen die Unternehmer ungeschmälert von dem „Recht“ Gebrauch machen dürfen, ihren zahlungskräftigen Gästen 18- bis 21jährige Lustobjekte anzubieten!

Und der Jugendminister?

Bleibt der Jugend- und Familienminister. Wir fragten Dr. Bruno Heck: „Was sagen Sie als der für das Wohl unserer Jugend zuständige Mann zu dem Mißbrauch, der hier zugunsten

unternehmerischen Profits getrieben wird?“

Hier die Antwort des Ministers: „Das in Artikel 12 des Grundgesetzes gewährleistete Recht, Beruf und Arbeitsplatz frei zu wählen, läßt leider nicht zu, dem Überhandnehmen zweifelhafter Bars, Nachtlokale und Animierbetriebe dadurch zu begegnen, daß deren Konzession von einer Bedürfnisprüfung abhängig gemacht wird. Deswegen läßt sich nicht einmal feststellen, welche und wie viele Jugendliche zwischen 18 und 21 Jahren in solchen Betrieben beschäftigt sind!“

Müssen wir wirklich einen derart hohen Preis für die Freiheiten des Grundgesetzes zahlen? Sollen Tausende Mädchen geopfert werden? Bundesminister Dr. Heck ist nicht dieser Meinung. Er sagte uns: „Es gibt hinreichende Möglichkeiten, die starke Zunahme der jugendgefährdenden Lokale einzudämmen. So kann die Schankkonzession versagt werden, wenn der Geschäftsinhaber die persönliche Zuverlässigkeit nicht besitzt. Dies ist gegeben, wenn er sein Gewerbe mißbraucht, so daß Jugendliche sittlich oder gesundheitlich geschädigt werden. Auch können Auflagen zum Schutz der Beschäftigten und der Gäste wegen Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit gemacht werden. Die Behörden sollten diese Möglichkeiten bis zur äußersten Grenze ausschöpfen!“ Man wird dem Jugendminister beipflichten, wenn er fordert, alle gegebenen Möglichkeiten

auszunutzen. Doch was die „Auflagen“ angeht, so beweisen traurige Beispiele die Ohnmacht der Behörden gegenüber den „Interessen der Wirtschaft“. Unter anderen hatte das Landratsamt Birkenfeld den Nachtlokalen seines Kreises zur Auflage gemacht, keine Arbeitsverträge mit Minderjährigen abzuschließen. Auf Einspruch der Animierwirte hoben Verwaltungsgerichte die Anordnung prompt wieder auf!

Ein eindeutiger Beweis, daß der Minister über die gegebenen Möglichkeiten nicht ausreichend unterrichtet ist.

Warum in Schweden?

Die Bundesregierung sollte deshalb dem Parlament schleunigst einen Gesetzentwurf vorlegen, der Minderjährige jeder Altersstufe grundsätzlich und ein für allemal vor dem Verschleiß des Animiergewerbes bewahrt. Der Sexmarkt des nächtlichen Vergnügungsbetriebes muß von Heranwachsenden frei bleiben! Ebenfalls gegen den Widerstand der Interessenten hat soeben Schwedens fortschrittliche Familienministerin die Jugendschutzbestimmungen auf die 21-Jahr-Grenze ausgedehnt.

Warum können wir das nicht?

L. W.

Es blieb der Jugend überlassen . . .

**„Wohin auch das Auge blicket,
Moor und Heide nur ringsum.
Vogelsang uns nicht erquicket,
Eichen stehen kahl und stumm.
Wir sind die Moorsoldaten
und ziehen mit dem Spaten ins Moor.“**

Viele „Moorsoldaten“ waren am Nachmittag des 5. Oktober 1963 zu einem Birkenwäldchen an der Landstraße Emsland-Oldenburg gekommen, zu einem Wäldchen, wo nummerierte Gräber letzte Zeugen eines Konzentrationslagers sind, in dem Menschen gefoltert und erschlagen wurden, weil sie gegen die Diktatur in Deutschland waren. Es war naßkalt, Regenböen waren niedergegangen, und als sich einige hundert Menschen in diesem Wäldchen versammelten, Gewerkschaftsjugend, Vertreter der Behörden, der Präsident des Landtags von Niedersachsen, „Moorsoldaten“, da schien für eine Stunde die Sonne, aber sie machte das trostlose Land, die Moorlandschaft – „Wohin das Auge blicket, Moor und Heide nur ringsum“ – nicht schöner. Junge Bergarbeiter mit flackernden Grubenlampen standen um ein verhülltes Mahnmal. Unter den wartenden Menschen verteilte ein Mann auf einem billigen rosaroten Druck den Text des „Liedes der Moorsoldaten“. Viele Jugendliche lehnten den Zettel mit den Worten ab: „Danke, ich kenne den Text auswendig“. Sie sahen nicht, wie dankbar jener kleine Mann über diese Begründung der „Ablehnung“ war, denn es war der Komponist jenes Liedes, das die Häftlinge der Nazi-Diktatur bei ihren täglichen Märschen ins Moor gesungen haben. Johann Esser, der Bergarbeiter und Komponist, hatte Tränen in den Augen, als der DGB-Jugendchor aus Lübeck zur Eröffnung der schlichten Feierstunde jenes Lied unter dem Rauschen der Bäume anstimmte. Viele ehemalige Gefangene sangen mit. Barhäuptig stand die Menge vor dem verhüllten Findling.

Die jungen Bergarbeiter aus Essen enthüllten das Mahnmal mit der Aufschrift:

**Dem Friedensnobelpreisträger 1935
Carl von Ossietzky
und seinen politischen Mithäftlingen des
Naziregimes zum Gedenken
GEGEN GEWALT UND WILLKÜR
OPFERTEN SIE
IHR LEBEN FÜR DIE FREIHEIT**

Carl von Ossietzky, ein aufrechter Kämpfer für die Freiheit und Demokratie, der einzige deutsche Friedensnobelpreisträger, wurde in dem KZ Papenburg-Esterwegen von den Nazis gefangengehalten und gefoltert. Die Welt ehrte diesen Mann zu jener Zeit, als er in der Gewalt der Nazis war. Er konnte durch Ablehnung des wertvollsten Preises, den die Welt vergibt, seine Freilassung erkaufen: er tat es nicht. Hermann Beermann, der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, ein Mann, der selbst wegen Widerstandes gegen die Willkür der Machthaber des „Dritten Reiches“ ins Zuchthaus gesperrt worden war, ehrte Carl von Ossietzky und die vielen namenlosen Mitgefangenen, die damals sangen:

**„Auf und nieder gehn die Posten,
auch nicht einer kann hindurch.
Flucht wird nur das Leben kosten!
Mehrfach ist umzäunt die Burg.“**

Hermann Beermann dankte besonders der Gewerkschaftsjugend, der Jugend der IG Bergbau und Energie aus Essen, die, nachdem das offizielle Deutschland 18 Jahre lang sich nicht seines einzigen Friedensnobelpreisträgers erinnerte, nicht nach den Behörden rief, sondern selbst das Geld aufbrachte, um „ihr Mahnmal“ für „ihren Carl von Ossietzky und seine politischen Mithäftlinge“ an jener Stätte seiner Pein zu schaffen. Er erinnerte in diesem Zusammenhang auch an den Widerstandskampf, der aus Kreisen der Gewerkschafter gegen Gewalt und Terror geleistet wurde. Wörtlich sagte er: „Seine (Ossietzkys) Gegner versuchten damals wie heute, seine Haltung auszuliegen als Staatsfeindlichkeit. Sie übersahen, daß von Ossietzky so handelte, gerade weil er Republikaner und Demokrat war. Feindlich stand er nur jenen gegenüber, die den Machtapparat des Staates mißbrauchten für verfassungswidrige Handlungen. Diese Unterscheidung ist sehr wichtig, denn sie ist bis heute noch nicht ins Bewußtsein aller Menschen gedrungen.“

Auch heute wurde Carl von Ossietzky offensichtlich noch immer nicht verstanden, oder anders gesagt: Es gibt Kreise, die ihn immer noch „heimlich verdammen“. Vor der Gewerkschaftsjugend – IG Bergbau und Energie und DGB-Landesbezirksjugendausschuß Niedersachsen – hatten schon verschiedene Organisationen versucht, ein Mahnmal zu schaffen. Sie scheiterten an einem „gewissen Widerstand“ der Behörden. In Papenburg selbst, wo die Behörden bisher achtzehn Jahre lang geschlafen haben, wurde man auf eine Art aktiv, die sehr befremden muß. Der Kreis-Heimatverein beabsichtigte einen Tag vorher eine Platte an jener Stelle anzubringen, wo der KZ-Friedhof liegt. Der Text sollte lauten: „Hier ruhen die Toten, die in der Zeit von 1935 bis 1945 in den Strafgefangenenlagern des Emslandes gestorben sind. Darunter waren sicherlich Menschen, die für ihre politische Überzeugung starben.“

Warum wollten die Herren aus Papenburg die Angelegenheit verniedlichen? Die „Außenstelle des Zuchthauses Lingen“, wie es so schön heißt, war das erste Konzentrationslager in Deutschland! Das sollte man endlich einmal zur Kenntnis nehmen. Die meisten Insassen sind nicht „gestorben“, sondern erschlagen worden! Oder, wie Hermann Beermann sagte, man schickte sie im Laufschrift einen Spaten

holen, um sie dann „auf der Flucht“ zu erschießen. Viele „Moorsoldaten“ und Überlebende waren bei der Feierstunde, sie hätten den Mitgliedern des Heimatvereins wohl berichten können, wie man früher dort im Moor „starb“. Weiterhin können sich jene Aktivisten aus dem Kreis-Heimatverein auch vom Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen aufklären lassen, der selbst als politischer Häftling im KZ Papenburg-Esterwegen litt. Zum Glück unterblieb die geplante Geschmacklosigkeit und Verniedlichung der politischen Morde.

Dank gebührt dem Oberregierungsrat Wiechmann von der Moorverwaltung in Meppen. Herr Wiechmann stand unserer Jugend aus Hannover und Essen mit Rat und Tat zur Seite, er ließ Bäume fällen, damit das Mahnmal harmonisch in den Wald eingefügt werden konnte. Der DGB-Bundesvorstand, der DGB-Landesbezirk, die SPD sowie die Verfolgtenverbände legten nach der schlichten Feierstunde am Mahnmal Kränze nieder. Aber auch Privatpersonen, junge Gewerkschafter und ehemalige Mithäftlinge, ehrten die Opfer mit schlichten Feldblumensträußen. Ein Mann, der aus Süddeutschland privat die Reise ins Emsland angetreten hatte, legte nach der offiziellen Feier einen großen Kranz nieder mit den Worten: „Meinem Freund und Mithäftling Carl von Ossietzky“. Dann kämpfte der Mann mit den Tränen.

In einer kleinen Waldnische wurde Hermann Beermann, der selbst, wie schon geschrieben wurde, in den Zuchthäusern des „Dritten Reiches“ saß, der Bergarbeiter und Komponist Johann Esser vorgestellt. „Kollege Esser, ich danke dir, nachträglich.“ Dann gaben sich beide die Hand.

**„Doch für uns gibt's kein Klagen,
ewig kann's nicht Winter sein!
Einmal werden froh wir sagen:
„Heimat, du bist wieder mein!“
Dann zieh'n die Moorsoldaten
nicht mehr mit dem Spaten ins Moor.“**

So sangen die KZ-Häftlinge damals. Die Gewerkschaftsjugend wird wachsam sein, daß es nie wieder „Winter“ wird.

Dieter Schmidt / Fotos: Resi Schmidt



NRZ, 7. Oktober 1963

Nur ein Mahnmal

Von Herbert Straeten

Respektiert unsere Jugend! Nennt sie halb- und motorbesessen, reiselustig, und tadelt sie, wann immer ihr es für notwendig haltet. Aber respektiert sie als die neue Generation, die aus den Fehlern der Alten gelernt und mit der Vergangenheit gebrochen hat. Erkennt, daß mit unserer Jugend ein anderes, besseres Deutschland heranwächst.

Anlaß ist uns ein Ereignis dieses Wochenendes, das kaum Schlagzeilen machen wird: Junge Menschen haben auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Papenburg-Esterwegen ihr Mahnmal zur Erinnerung an Carl von Ossietzky enthüllt.

Stärken wir unseren Willen zur Freiheit

Rede von Hermann Beermann auf dem KZ-Friedhof in Papenburg

Wir sind hier zusammengekommen, um eines Menschen zu gedenken, dessen Name für viele, die heute in der Bundesrepublik leben, kaum mehr bedeutet, als der eines Mannes, von dem man weiß, daß er Herausgeber einer Zeitschrift war, die von vielen gefürchtet wurde; daß er einmal – noch zu Zeiten der Weimarer Republik – wegen Landesverrat ins Gefängnis mußte; daß die Nationalsozialisten ihn ins Konzentrationslager warfen und daß er den Friedens-Nobel-Preis erhielt, während er hier an diesem Ort gefangensaß.

Es ist nicht viel, was unsere Zeitgenossen über diesen Mann wissen; und es ist bezeichnend, daß mehr als 25 Jahre vergehen mußten, bis ihm an diesem Ort ein bescheidenes Denkmal gesetzt werden konnte. Es ist auch bezeichnend, daß es in unserem Staat einige Leute gibt, die sich nach allem, was diesem Mann geschehen ist, nicht zu ihm bekennen wollen. Statt dessen wird er auch heute noch beleidigt, und sein Andenken soll dadurch geschmätzt werden, daß man ihn als vaterlandslosen Gesellen, als Kommunisten, als Juden diffamieren möchte. Die so sprechen, richten sich selbst. Wer einen anderen dadurch charakterisieren möchte, daß er ihn als Juden bezeichnet, weist sich damit allein schon als Antisemit aus. Er gibt zu, im Denken des Nationalsozialismus befangen zu sein.

Wer war Carl von Ossietzky wirklich? Wir haben Äußerungen seiner Freunde, die ihn charakterisieren als einen Mann mit ausdrucksvollen Augen, mit scharfgeschnittenem Profil. Axel Eggebrecht hat ihn so geschildert: „Die Gestalt klein... Doch war er durchaus frei... Nein, Ossietzky wirkte bescheiden, still, fast immer freundlich. Zuweilen war er auf leise Art ironisch. Unauffällige dunkle Anzüge trug er, über die Weste hing die Uhrkette. Also kein Revoluzzer, eher eine bourgeoise Erscheinung, wären nicht die Flecken von Tabakasche gewesen, Spuren nächtlicher Arbeit bei unzähligen Zigaretten und viel Kaffee. Zu Hamburg war er 1889 geboren, als Sohn eines kleinen katholischen Kaufmanns. Bürgerliche wie sozialistische Demokraten standen in Opposition zum wilhelminischen Reich. Mit ihnen glaubte Ossietzky an Menschenwürde, sozialen Fortschritt und – dies vor allem – an Frieden zwischen den Völkern.“

Ossietzky war ungemein gebildet, auf erstaunlich vielfältige Weise. Im Grunde gehörte sein Herz den Musen. Er liebte den bäurischen Ernst des jungen Hamsun und die beglückende Heiterkeit Mozarts. Einmal sagte er von sich: „Nur die Umstände haben es mit sich gebracht, daß ich entgegen meinen Neigungen im Leben mehr Unfreundliches als Freundliches sagen und tun konnte...“

Der junge Senatsangestellte kam zum erstenmal vor Gericht wegen eines Artikels, der Mißstände im kaiserlichen Heer angriff. Auch im Kriege machte er nie einen Hehl aus seinen Überzeugungen. Kein Wunder, daß er vier Frontjahre lang einfacher Muschkote blieb. Danach ging er nach Berlin und wurde Schriftsteller. Von seinem Beruf hatte er hohe Vorstellungen. 1927 wurde er Leiter der „Weltbühne“. In dem kleinen Wochenheft mit rotem Deckel, im „Blättchen“, wie sein Begründer, der verstorbene Siegfried Jacobsohn, es genannt hatte, fanden sich die meisten freien und hellen Herzen und Köpfe jener Jahre zusammen. Ob Theaterkritik oder Wirtschaftsanalyse, Glosse oder hochpolitische Leitartikel des Chefs: Hier liebte man die Republik nicht platonisch, hier



focht man für sie – gegen die grausigen Fememorde nationalsozialistischer Verschwörer, gegen Mißbrauch der Justiz, gegen die insgeheim betriebene Aufrüstung. Die Betroffenen haßten das rote Blatt und verleumdeten es als Kommunistenorgan. Die Wahrheit: Nirgends wurden so heilige Feinden zwischen Kommunisten und deren Gegner ausgetragen wie hier. Ossietzky selbst nannte die KPD-Führer: Dienerschaft der heiligen Apparatur... Parteisultane und Eunuchen, Wächter vor dem Serail der buhlenden Phrasen... die mit der natürlichen Auffassungsgabe eines Papageien das in Moskau Vorgesprochene nachplappern...

Und bei aller Achtung vor dem ungeheuren Zukunftsexperiment Moskaus stellt er fest: Der Kapitalismus ist in Rußland ausgerotet – nicht so der Zarismus, dessen Methoden noch eine gespenstische Existenz führen... Kein Kommunist aber hätte je folgenden Satz geschrieben: Der russische Staat hat bekanntlich eine so absonderliche Schlafkameradin wie die deutsche Reichswehr nicht verschmäht... Das bezog sich auf das seltsame Geheimbündnis deutscher Generale mit der Roten Armee. Als Ossietzky den Artikel eines Mitarbeiters druckte, der gewisse Tatsachen andeutete, von denen schon im Reichstag gesprochen wurde, da griff das Reichsgericht zum Schutze der Armee ein. Wegen angeblichen Landesverrat wurde Ossietzky 1931 mit juristisch fragwürdiger Begründung zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Genauso lange wartete man mit der Aufforderung zum Strafantritt. Würde er ins Ausland fliehen? Er blieb.“

Seine Gegner versuchten damals wie heute, diese Haltung auszulegen als Staatsfeindlichkeit. Sie übersahen, daß Ossietzky so handelte, gerade weil er republikaner und Demokrat war. Feindlich stand er nur jenen gegenüber, die den Machtapparat des Staates mißbrauchten für verfassungswidrige Handlungen. Diese Unterscheidung ist sehr wichtig, denn sie ist bis heute noch nicht ins Bewußtsein aller Menschen gedrungen.

Aber auch Ossietzky, dem Warner und Mahner bis zur letzten Stunde, gelang es nicht, das drohende Verhängnis aufzuhalten. Ossietzky war noch kurz vor Weihnachten 1932 – im Verlauf einer Amnestie – aus dem Gefängnis entlassen worden. Knappe zwei Monate blieben ihm. In der Nacht nach dem Reichstagsbrand wurde er verhaftet, eine Woche später erschien das letzte Heft der „Weltbühne“. Ossietzky wurde durch die Gefängnisse und Konzentrationslager geschleift. An einem Februartag des Jahres 1934 kam Ossietzky mit einigen hundert anderen Häftlingen hierher ins Moor. Immer wieder wurde er zu schwerster körperlicher Arbeit gezwungen; immer wieder bemühten sich seine Mithäftlinge um Erleichterungen für den Mann, von dem sie spürten, daß er innerlich mehr als jeder andere unter der Entwürdigung litt.

Der Schweizer Carl Jacob Burckhardt, der als Abgesandter des Roten Kreuzes im Oktober 1935 Esterwegen besuchte, hat eine solche Begegnung mit Ossietzky geschildert: „Nach 10 Minuten kamen zwei SS-Leute, die einen kleinen Mann

mehr schleppten und trugen als heranzuführten. Ein zitterndes, totenblasses Etwas, ein Wesen, das gefühllos zu sein schien, ein Auge verschollen, die Zähne anscheinend eingeschlagen, er schleppte ein gebrochenes, schlecht ausgeheiltes Bein. Ich ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand, die er nicht ergriff. „Melden!“ schrie Loritz. Ein unartikulierter, leiser Laut kam aus der Kehle des Gemarterten. Ich zu Loritz: „Zurück!“ „Herr von Ossietzky“, sprach ich ihn an, „ich bringe Ihnen die Grüße Ihrer Freunde, ich bin der Vertreter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, ich bin hier, um Ihnen, soweit uns dies möglich ist, zu helfen.“ Nichts. Vor mir, gerade noch lebend, stand ein Mensch, der an der äußersten Grenze des Tragbaren angelangt war. Kein Wort der Erwidern. Ich trat näher. Jetzt füllte sich das noch sehende Auge mit Tränen, unter Schluchzen sagte er: „Danke, sagen Sie den Freunden, ich sei am Ende, es ist bald vorüber, bald aus, das ist gut.“ Und dann noch ganz leise: „Danke, ich habe einmal Nachrichten erhalten, meine Frau war einmal hier; ich wollte den Frieden.“ Dann kam wieder das Zittern. Ossietzky verneigte sich leicht in der Mitte des weiten, leeren Lagerplatzes und machte eine Bewegung, als wollte er militärische Stellung annehmen, um sich abzumelden. Dann ging er, das eine Bein nachschleppend, mühsam, Schritt vor Schritt zu seiner Baracke zurück.“

Es ist wichtig, zu wissen, daß es solche Besuche aus dem Ausland gab. Wer wissen wollte, was in den Konzentrationslagern geschah, der konnte es erfahren, und ob-

wohl viele Menschen im Dritten Reich fürchteten, darüber zu sprechen, so wußten doch die meisten, daß Schreckliches geschehen mußte, wenn so viele Menschen aus diesen Lagern nicht wieder zurückkehrten. Wahrscheinlich wäre auch Ossietzky an irgendeinem Tage auf der Flucht erschossen worden oder früher oder später an Entkräftung gestorben, wenn nicht Anfang 1935 in Norwegen der Gedanke aufgetaucht wäre, Ossietzky den Nobel-Preis zu verleihen. Einmal in die Diskussion geworfen, konnte die Frage: Wo ist Ossietzky? nicht mehr zum Verstummen gebracht werden. Albert Einstein sagte damals: „Es wäre eine geschichtliche Tat, wenn ein Mann ausgezeichnet wird, der durch sein Tun und sein Leiden den Preis mehr verdient als irgendeine andere lebende Person. Dadurch wurde überall in der Welt das Gewissen aufs neue geweckt.“ Und der französische Schriftsteller Romain Rolland erklärte: „Dem Nobel-Komitee wird eine Gelegenheit in der Person des heldenhaften Carl von Ossietzky geboten. Wir hoffen, daß es sie ergreifen wird. Die Weltöffentlichkeit forderte: Ossietzky soll den Preis erhalten! Unter dem Druck der Weltöffentlichkeit mußten die Nazis den an Tuberkulose erkrankten Ossietzky in ein Krankenhaus überführen. Wohl aus dem KZ entlassen – blieb er aber der Gestapo unterstellt. Sie hinderte ihn auch daran, den Preis selbst in Empfang zu nehmen. Ossietzky starb am 4. Mai 1938 an den Folgen der Marterungen durch die Nazis. Aber die Verfolgung ging über den Tod hinaus. Sieben Jahre, bis zum Ende des Nazi-Regimes in Deutschland, durfte über seinem Grab kein Namensschild stehen.

Ossietzky ist einer von vielen Männern der Linken, die dem Nationalsozialismus vor und nach 1933 entschiedenen Widerstand entgegensetzten. Es geht mir darum, den Bekennermut Ossietzkys in den größeren Zusammenhang zu stellen. Es waren nicht nur Offiziere und Geistliche – protestantischer wie katholischer Konfession –, es waren nicht nur einige wenige Männer aus Wissenschaft und Publizistik, die sich gegen Hitler auflehnten. Es waren, an ihren bescheidenen Plätzen, unendlich viel mehr Männer und Frauen aus der Arbeitnehmerschaft. Wir können das ermesen, wenn wir uns erinnern, daß wegen illegaler gewerkschaftlicher und sozialistischer Arbeit allein im Jahre 1936 über 11000 Menschen verhaftet wurden. Wenn es bereits vor Kriegsausbruch 162000 sogenannte Schutzhäftlinge, 27000 politische Angeklagte und 112000 politisch Verurteilte gab, wie in einem Gestapo-Bericht vom April 1939 zu lesen ist, so ergibt sich daraus, daß unendlich viele Akte namenlosen Widerstandes geleistet wurden. Das Regime wußte, wo seine aktivsten Gegner saßen. Wenn auch die demokratischen Parteien, die freien Gewerkschaften und die christlichen Gewerkschaften, die vor 1933 die eigentlichen Verteidiger der Republik waren, zerschlagen worden waren, ihre besten Kräfte setzten den Kampf gegen Hitler fort. Früher oder später mußten viele von ihnen ins Exil weichen, aber sie hielten Verbindung mit den Resten ihrer Organisationen. Im Lande selbst bildeten sich aus ihren Anhängern neue Widerstandsgruppen. Viele junge Menschen gehörten ihnen an. Diese Gruppen ließen sich durch die großen Gefahren nicht abschrecken. Sie wirkten unter den Belegschaften der großen Betriebe oder hielten von außen Kontakt mit ihnen. Diese Untergrundarbeit war nicht ohne Erfolg. Noch bei den Betriebsratswahlen im Frühjahr 1935 blieben die Nationalsozialisten weit hinter ihren Erwartungen zurück. In Sachsen z.B. schätzten gewerkschaftliche Beobachter, daß



nur 50 bis 60 Prozent Ja-Stimmen für die Nazi-Listen abgegeben wurden, während 20 bis 25 Prozent der Beteiligten sich der Stimme enthielten und ebenso viele mit Nein stimmten oder ihre Wahlzettel ungültig machten.

Trotz harter und blutiger Verfolgung wuchs der geheime Widerstand in den ersten Jahren stetig an. Broschüren und Flugblätter gegen Hitler wurden unter Lebensgefahr eingeschmuggelt oder in geheimen Druckereien im Lande selbst hergestellt. Unendlich viel Mühe wurde aufgewandt und Opfer hingegenommen, um ihre Verteilung zu tarnen und zu sichern. Aber die Gestapo verschärfte ihre Methoden und schloß ihre Netze immer dichter.

Es war die arbeitende Bevölkerung, die das Hauptgewicht der Verfolgung zu tragen hatte. Die Verluste waren schwer. Im Jahre 1934 schrieb der „Manchester Guardian“ von den „zehntausend unbekanntem Helden“. In den folgenden Jahren setzte eine neue Terrorwelle ein. Auch die Methoden des Widerstandes mußten sich zwangsläufig ändern. Es erschien wichtiger, die Zellen des Widerstandes in der Arbeiterbewegung, in den sozialistischen und christlichen Gewerkschaften abzusichern und neue Mitstreiter zu gewinnen und zu schulen. So kam es schon 1935 zu einem gewissen Wechsel in der Taktik.

Hier sind wir wieder bei dem schicksalsschweren Datum 1935. Es war das Jahr, in dem Ossietzky den Nobel-Preis erhalten sollte. Es war das Jahr, in dem vieles sich noch hätte ändern können, wenn die Kräfte

des Widerstandes stark und einig gewesen wären. Aber wie hätte das noch geschehen können, nachdem der nationalsozialistische Machtapparat bereits die entscheidenden Positionen in Staat und Gesellschaft besetzt hatte und bedingungslos von weiten Kreisen der Wirtschaft und des Militärs unterstützt wurde.

Immer schwieriger wurden die Bedingungen für den Widerstand gegen die braune Diktatur, insbesondere nachdem der Machtrausch Hitlers schließlich zum Krieg – zum totalen Krieg geführt hatte. Aberselbst in dieser Zeit konnte der Freiheitswille der Arbeitnehmerschaft nicht ausgelöscht werden. Hier sei das unerschrockene Wirken des früheren Vorstandsmitglieds des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Wilhelm Leuschner, genannt.

Auch er baute kühn und mit äußerster Geduld und Vorsicht eine geheime Organisation des gewerkschaftlichen Widerstandes auf, die mit Grundlage für die heutige Einheitsgewerkschaft wurde und die sich bald über das ganze Reichsgebiet erstreckte.

Leuschner wurde einer der führenden Köpfe der Widerstandsbewegung, zu der sich erst in letzter Stunde Männer aus allen Lagern zusammenfanden, deren verzweifertes Aufbäumen am 20. Juli 1944 aber ohne Erfolg blieb. Wie so viele, mußte auch Kollege Leuschner mit seinem Leben bezahlen. Am 19. September des gleichen Jahres wurde Leuschner in Plötzensee von den Schergen der Nazis gehängt. Es war zu spät, und der Schlußstrich war der totale Zusammenbruch.

So sehr auch der Widerstand ausgeblutet war, trotzdem regte sich nach dem Zusammenbruch sofort wieder der tausendfache Wille, eine freie demokratische Arbeiterbewegung aufzubauen. Der Widerstand mit seinen furchtbaren, ihm abgeforderten Opfern war nicht vergeblich gewesen.

So waren auch der Bekennermut und die bitteren Leiden des Mannes, dessen wir heute gedenken, nicht umsonst. Das alles verpflichtet uns aber, unsere ganze Kraft als Person und Organisation dafür einzusetzen, daß die freiheitliche Demokratie und die Menschenrechte wirklich in unserem Volk verankert werden. Es ist ein gutes Zeichen, daß man sich Anfang dieses Jahres in einer Reihe deutscher Städte nicht nur zu dem Menschen, sondern auch zu der geistigen Haltung Ossietzkys bekannt hat. Daß es einzelne Kläffer gab, die sich dem zu widersetzen versuchten, darf uns nicht hemmen; es sollte uns nur wachsam machen. Denn Wachsamkeit ist eine demokratische Tugend, in der uns Ossietzky wie kein anderer zum Vorbild dienen kann. Üben wir diese Tugend, stärken wir unseren Willen zur Freiheit, zeigen wir Bekennermut, so danken wir dem Kämpfer Ossietzky.

Foto: Resi Schmidt/Archiv

Ihr Gruß hilft einem Kinde



Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen



UNITED NATIONS
UNICEF Greeting Card Fund



Jeder kann helfen

Viele Menschen wissen noch nichts von UNICEF und den UNICEF-Karten, da das Geld, das UNICEF für die Kinder erhält, nicht für Werbezwecke verwendet werden kann.

Das Wissen um UNICEF hängt von Kontakten ab, dem Kontakt zu Ihnen und dem Kontakt von Ihnen zu Ihren Freunden und Nachbarn.

Wollen auch Sie für UNICEF werben?

Wollen Sie in Ihrer Schule, Kirche, Organisation, Firma und Freundeskreis UNICEF-Karten verkaufen oder zum mindesten das Werbefaltblatt verteilen? Jeder, der helfen will, kann Karten in Kommission erhalten, nicht-verkaufte Karten werden zurückgenommen. Auskunft und Informationsmaterial erhalten Sie durch:

Deutsches Komitee für UNICEF

5 Köln, Mohrenstraße 6, Tel.: 21 81 74

Bankkonto: UNICEF-Spendenkonto 18 240, Dresdner Bank, Köln, Komödienstraße 26, Postscheckkonto der Bank Nr. 2 000

oder durch:

Arbeitsgruppen
des Deutschen Komitees für UNICEF

1 Schachtel mit 10 Karten und Umschlägen:

DM 5,-

**SPENDEN FÜR UNICEF
SIND STEUERBEGÜNSTIGT**

Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen – bekannt unter dem Buchstaben-namen UNICEF – wurde 1946 ins Leben gerufen, um den unter den Nachwehen des Weltkrieges notleidenden Kindern in Europa zu helfen. Aus der für den vorübergehenden Notstand geschaffenen Hilfsorganisation ist inzwischen eine Dauereinrichtung mit viel umfassenderen, weltweiten Aufgaben geworden. In Zusammenarbeit mit anderen Organen der Vereinten Nationen bringt Unicef den Menschenkindern in allen Erdteilen praktische internationale Hilfe. Hungern doch mehr als die Hälfte aller Kinder auf der Welt, gegen 600 Millionen in den unterentwickelten Ländern, und stirbt etwa jedes dritte Baby, das dort zur Welt kommt, an Krankheit und Unterernährung vor dem 6. Lebensjahr.

Was angesichts dieses überwältigenden Problems Unicef tun kann und was sie bereits geleistet hat, kann nur ein Beginnen sein, ein allerdings vielversprechender Anfang, mit stetig zunehmendem Aktionsradius und greifbaren Erfolgen. In der Tat, die Wirkung ihrer fortschreitend guten Tätigkeit ist größer, als die ihr zur Verfügung stehenden Mittel vermuten lassen. Denn es ist eine ebenso tüchtige wie idealistische Organisation; in allen ihren Aktionen geht sie gründlich vorbereitet und planvoll vor; sie hat den Rat und die Erfahrung von Fachleuten der anderen UNO-Organen zur Seite und weiß Helfer aus allen Ländern heranzuziehen. Sie führt die Projekte nicht auf eigene Faust durch, sondern durch die Regierung des betreffenden Landes. Deren aktive Beteiligung ist Vorbedingung; sie verfährt dabei nach dem Grundsatz: „Wir helfen dem, der sich selber zu helfen bereit ist.“

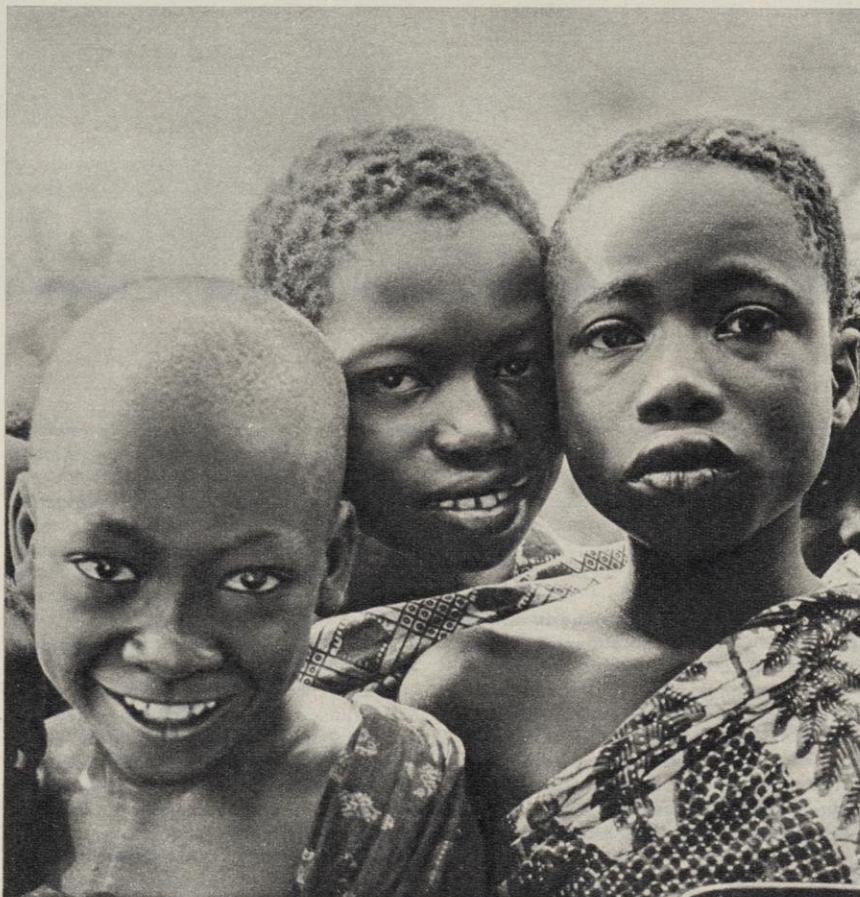
Mit diesem positiven Prinzip verdoppelt sie ihre Wirksamkeit. Die Regierungen verwenden in der Regel zwei- bis dreimal so viel wie Unicef auf die Unternehmungen, die in ihren Ländern in Gang gesetzt werden. Für jeden Dollar, den Unicef im vergangenen Jahr gespendet hat, gaben sie selber 2½ Dollar aus. Von Unicef aber gehen der entscheidende Anstoß zu den Projekten aus, die Planung und Lancierung; sie schafft die nötigen, örtlich nicht erhältlichen Materialien und Ausrüstungen herbei, übernimmt Ausbildung von Personal und gibt alle andere mögliche Unterstützung.

Es sind folgende vier Hauptkategorien von Aufgaben, deren Unicef sich annimmt: Kinder- und Mutterschafts-Wohlfahrtsdienst; Bekämpfung von grassierenden Krankheiten; Ernährungsbeihilfe für Kinder; Katastrophen-Hilfsaktionen.

Die Einrichtung von grundlegender Wohlfahrtspflege für Kleinkinder und Mütter in den unterentwickelten Ländern, in denen oft die elementarsten hygienischen Bedingungen für Entbindungen und Säuglingsfürsorge einfach nicht existieren, ist Unicefs ureigene Sache. Hier leistet sie Pionierarbeit. 1960 half sie bei 115 solchen Projekten in 80 verschiedenen Ländern und Territorien. Das weitaus umfangreichste Unternehmen dieser Art mit ihrer Beihilfe geht in Indien vor, wo die Regierung ein großangelegtes Entwicklungsprogramm

mit einem Netz von 1400 Hauptwohlfahrtsstellen und über 4000 Zweigstellen im Lande durchführt. In afrikanischen Ländern, wie Kenya und Uganda bemüht sich Unicef, einen solchen Dienst bis ins letzte Dorf zu tragen. Ausbildung von Hebammen und Zehntausenden von Fürsorgehelfern, Lieferung von Lehrmitteln, Instrumenten, Medikamenten und Transportmitteln geht einher. In 26 Ländern unterstützt Unicef hiermit verbundene sanitäre Projekte.

behandlung mit Penicillin heute erfolgreich durchgeführt wird. Ähnliches kann über Trachoma und verwandte Augenkrankheiten der Tropen gesagt werden, von denen fast ein Sechstel der Erdbevölkerung angesteckt wird. Von zwei Millionen Fällen, die 1959 behandelt wurden, waren 1½ Millionen Kinder. In zehn Kampagnen bis 1960, bei denen Unicef mit-half, wurden 7½ Millionen Personen behandelt. Bei der Bekämpfung von Lepra, der „Aus-sätzigen“-Krankheit, hat Unicef seit 1953 mit



Bekämpfung der großen ansteckenden, tropischen Krankheiten ist die eigentliche Aufgabe des Weltgesundheitsdienstes. Doch die offensichtliche Tatsache, daß Kinder davon in besonders hohem Maße betroffen werden, veranlaßt Unicef, hier direkt mitzuhelfen. Sie verwendet fast die Hälfte aller ihrer verfügbaren Geldmittel auf diesem Gebiet. Malaria ist noch immer die größte Geißel der Menschheit. Bis 1956 wurden jährlich 200 Millionen Personen davon befallen, mit zwei Millionen Todesfällen. Jetzt sind großangelegte Ausrottungsfeldzüge der Krankheitsträger im Gange, die wenigstens Dreiviertel aller davon bedrohten Menschen Schutz bieten. Unicef beteiligt sich an etwa 50 solcher Anti-Malaria-Kampagnen. Eine andere schreckliche Tropenkrankheit, die hauptsächlich Kinder in primitiven Verhältnissen anfällt, ist Yaws, gegen die Massen-

Drogen, hygienischen Mitteln und – nicht weniger wichtig – mit der notwendigen Aufklärung in 33 betroffenen Ländern mitgewirkt. Lebensmittelsendungen, Milchspenden, Vitamine, Kalorien – das Stopfen von hungrigen Kindermündern ist es, woran man sofort denkt, sobald Unicef auf den Plan tritt. Über 50 Millionen Kinder in den bedürftigen Ländern sind bisher von Unicef gefüttert worden. Die Beschaffung der Lebensmittel in den besser gestellten Teilen der Welt ist die eine, doch nicht einmal schwierigste Aufgabe; Transportieren und Verteilung in die weitverzweigten, abgelegenen Plätze, wo sie vonnöten sind, erfordern größere Anstrengungen und Kosten.

Milch, flüssig und in trockener Pulverform, ist die hauptsächlichste Zusatznahrung, die in großen Mengen gebraucht wird. Besonders

willkommen war es da, daß die Vereinigten Staaten und Kanada in den letzten Jahren ihre recht erheblichen Überschüsse an Magermilch gratis zur Verfügung stellten, so daß die Organisation nur die Frachtkosten zu bestreiten hatte, und auch diese wurden ihr in vielen Fällen noch erlassen. Durch Unicef bekommen in diesem Jahr 5½ Millionen Kinder und Mütter in 78 Ländern ihr tägliches Glas Milch. Doch auf lange Sicht kommt es auf Frischmilchversorgung an Ort und Stelle an. Unicef hat zur Einrichtung von etwa 200 modernen und hygienischen Anlagen zur Milchproduktion und Konservierung verholfen. Besondere zusätzliche Ernährungsprogramme fanden 1960 in 14 Ländern statt.

Bei Naturkatastrophen und auch solchen Massenunglücken, die die Menschen selber über sich hereinbrechen, ist Unicef als Samariter mit Nahrungsmitteln, Kleidung, Wolldecken, Medikamenten usw. zur Stelle – erst bei den Kriegsverheerungen in Europa und China, dann bei Überschwemmungen und Typhus in Taiwan und Japan, Epidemien in Korea, Marokko, dem Kongo und anderen Orten.

Von allen Einrichtungen der UNO ist Unicef die am wenigsten umstrittene. Die Zugehörigkeit zu der Organisation ist freiwillig. Die Zahl der ihr angeschlossenen Länder hat in diesem Jahr 100 erreicht. Den einzelnen Staaten ist es überlassen, die Höhe ihres jährlichen Mitgliedsbeitrages selbst anzugeben. Die USA hat sich zu einem Beitrag von 12 Millionen Dollar verpflichtet – das ist ebensoviel wie all die anderen 99 Mitgliederstaaten zusammen beisteuern. So kommen über 80 v. H. der Mittel der Unicef durch die Mitgliedsbeiträge herein, der Rest durch individuelle Spenden, Sammlungen und Sonderaktionen.

Eine dieser Einnahmequellen verdient besonders erwähnt zu werden. Unicef verkauft künstlerische Weihnachts- und Neujahrskarten, die jetzt einen Gewinn von über eine Million Dollar im Jahr abwerfen. Als im Jahr 1949 ein bescheidener Anfang damit gemacht wurde, nahm man die Zeichnung eines begabten siebenjährigen Mädchens aus der Tschechoslowakei dafür. Inzwischen malten Picasso, Matisse, Dufy und andere international berühmte Künstler die schönen Serien der Unicef-Karten, die einen Gruß in fünf Sprachen eingedruckt tragen. Alle die Leute in all den Ländern, an die sie gelangen, bekommen mit dem Gruß zugleich einen Wink um Mithilfe am Welt-Kinderhilfswerk. Ein Zettel liegt bei, der angibt, daß der Reinerlös dieser einen Karte vier bedürftigen Kindern irgendwo in der weiten Welt ein Glas Milch eine Woche lang jeden Tag verschafft. Ein Tropfen mehr in den großen Ozean, der unendlich viele braucht, die Kindernöte der Menschheit zu stillen!

Paul Stamford

Kreuzzug wider die Atombombe

Friedensnobelpreis 1962 für Linus C. Pauling

Für das verdienstvollste und wirksamste Bemühen um Förderung der allgemeinen Brüderlichkeit, um Aufhebung und Verminderung der stehenden Heere und um Errichtung von Schiedsgerichten zwischen den verschiedenen Staaten" soll nach dem Testament Alfred Nobels jährlich ein Preis verliehen werden, der mit den Preisen für bedeutsame Leistungen auf den Gebieten Chemie, Physik, Medizin und Literatur gleichrangig ist. Im vergangenen Jahr konnte sich der Nobelausschuß des norwegischen Storchings nicht zur Nominierung einer Person oder einer Institution entschließen. Am 10. Oktober 1963 gab er bekannt, daß neben dem Preis für 1963, der an das Internationale Rote Kreuz vergeben wird, der Friedensnobelpreis noch nachträglich für 1962 verliehen werde. Er fällt an den amerikanischen Biochemiker Dr. Linus Carl Pauling, Träger des Nobelpreises 1964 für Chemie, der ihm für die Erforschung der Spiralstruktur der Eiweißkörper verliehen worden war.

Der 62-jährige Wissenschaftler, seit 1931 ordentlicher Professor der Chemie an der Technischen Hochschule Kalifornien, empfing die Nachricht in Pasadena, dem Sitz der Hochschule, die wegen der idealen Arbeitsmöglichkeiten für Professoren und Studenten nicht zu Unrecht als „Eldorado der Naturwissenschaftler“ bezeichnet wird. Spontan erklärte Prof. Pauling: „Ich bin dem Komitee dankbar dafür, daß es die Preisverleihung an dem Tag bekanntgegeben hat, da der Atomstoppvertrag mit der Hinterlegung der Ratifikationsurkunden in Moskau, London und Washington in Kraft tritt. Ich glaube, daß die Abfassung und



Unterzeichnung dieses Vertrages einmal als die größte Tat, die Nationen je vollbracht haben, in die Geschichte eingehen wird.“

Jahrelang führte Professor Pauling einen Kreuzzug gegen die Durchführung von Kernwaffenversuchen. Seine scharfe Kritik an den Atombombentests erwuchs aus der Sorge, daß die radioaktiven Niederschläge eine ernste Gefahr für die Gesundheit der Menschen unserer Zeit und kommender Generationen bedeuteten. „Das Strahlengewissen Amerikas“ nannte man ihn wegen seiner unermüdlichen Warnungen. Inwieweit er dabei stets die richtige Form und das geeignete Forum wählte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wurde Pauling wegen seines Feldzuges oft genug zum Mittelpunkt von Kontroversen.

Aber konsequent ging er seinen Weg. Er handelte kraft der Verantwortung, die er auf Grund seiner Sachkenntnis als Wissenschaftler gegenüber den Mitmenschen trägt und die er außerordentlich ernst nimmt. Pauling argumentierte u. a. damit, daß die Strahlenwirkung des radioaktiven Niederschlags nicht abzusehende biologische Schäden über Tausende von Jahren hinweg zur Folge haben werde. Kohlenstoff-14, ein radioaktives Isotop, das nach Atom- und Wasserstoffbombenexplosionen in der Atmosphäre auftritt, stellt nach Ansicht Paulings eine weiternere Bedrohung für die Zukunft der Menschheit dar als alle anderen radioaktiven Produkte aus unkontrollierten Spalt- und Fusionsprozessen zusammen genommen, einschließlich des vielzitierten Strontium-90. Die Meinungen der Wissenschaftler in der Beurteilung dieser Frage

gehen allerdings auseinander. Nur relativ wenige neigen zu Paulings Theorie, während andere seine Befürchtungen in bezug auf die Spätfolgen des radioaktiven Niederschlags für stark übertrieben halten.

Den Bruch des Teststoppmatoriums durch die Sowjetunion im Jahr 1961 bezeichnete er damals als einen „furchtbaren Schlag“ gegen den Frieden, die Moral und die Hoffnung der Welt. Im April 1962 demonstrierte er in einer Gruppe Gleichgesinnter vor dem Weißen Haus in Washington gegen die Wiederaufnahme der Versuche im Pazifik. Aber das war kein Hinderungsgrund für ihn, tags darauf zusammen mit 48 anderen amerikanischen Nobelpreisträgern an einem glanzvollen Festbankett teilzunehmen, das der Präsident und Mrs. Kennedy zu Ehren der Laureaten veranstalteten.

Linus Pauling möchte das Gebot „Du sollst nicht töten“ ohne jede Einschränkung verstanden wissen. Er fordert die Abschaffung des Krieges, der die Zerstörung der modernen Welt, das Ende der Zivilisation bedeuten würde. „Ich glaube fest daran“, so schrieb er einmal, „daß es uns gelingen wird, über internationale Abkommen zur Einstellung der Kernwaffenversuche zu kommen, die Gefahr der unbeabsichtigten Auslösung eines Atomkrieges zu vermindern, eine allgemeine Abrüstung in der Weise zu erreichen, daß unsere Sicherheit gewährleistet ist und alle Menschen davon profitieren, ein wirksames System internationalen Rechts zu entwickeln, das es erlaubt, Streitfragen zwischen Völkern im Einklang mit Gerechtigkeit und Moral beizulegen.“

Stimmt nicht

Der Schmied Alois Nawratil war so stark, daß er mit seinen Fäusten Eisenstangen zu Fragezeichen hätte verbiegen können, vorausgesetzt, daß jemand eiserne Fragezeichen bei ihm bestellt hätte. Ansonsten war er schweigsam und friedlich wie ein Bär im Winterschlaf und liebte die Ruhe und die Freiheit über alles.

Eines Tages, als der Staat in Gefahr war, mußte Alois Nawratil seinen geliebten Amboß verlassen und zu den Fahnen eilen. Er kam mit zweieinhalbstündiger Verspätung zu ihnen, und der Unteroffizier beschimpfte ihn deshalb mit Worten, die jeden anderen Rekruten zum Selbstmord getrieben hätten. Nawratil schaute ihn aber nur dumm an und rief, als der Unteroffizier erschöpft innehielt, erschrocken aus: „Verdammt! Jetzt hab' ich den Slibowitz vergessen, und Anderla, das Luder, wird ihn weg-saufen.“ Da beschloß der Unteroffizier, ihn im Auge zu behalten.

Nawratil wurde eingekleidet und bekam ein Gewehr und Munition und was sonst noch nötig ist, um einem Soldaten das Zivilleben verheißungsvoll zu machen. Schon nach drei Tagen – das fünfzehnte Strafexerzieren war gerade vorbei – wurde der Besuch des Regimentskommandeurs angekündigt. Alle waren aufgeregt und brüllten oder wurden angebrüllt. Nur Nawratil war ruhig und blickte unschuldig wie ein zwei Wochen alter Säugling ins Leere. Der Kompaniechef machte dem allgemeinen Gebrüll ein Ende. „Antreten!“ schrie er und hustete, denn er war ein starker Raucher. Die Kompanie trat an. „Ihr seid ein müder Sauhaufen. Verstanden?“ brüllte der Hauptmann und hustete. „Jawohl!“ brüllten die Soldaten

zurück. Nur Nawratil schwieg. Er schwieg so auffällig, daß es der Herr Hauptmann bemerkte. „Verstanden, Nawratil?“ tobte er und hustete. „Jawohl, Herr Oberleutnant!“ dröhte Nawratil. „Schuhwuchs ist nicht zum Fressen da.“ Die Kompanie lachte, und ihr Führer vergaß vor Wut zu husten. Da kam aber schon der Herr Oberst in Begleitung von zwei Adjutanten dahergeschritten. Der Herr Hauptmann stellte ihnen ein paar Schritte entgegen und machte eine zackige Meldung. Es war ein feierlicher Augenblick. Der Wind hielt sich mucksmäuschenstill, ein Rotschwänzchen reckte seinen Schwanz andächtig in einen Sonnenstrahl, und der Koch, der gerade eine faule Kartoffel in den Kasernenhof werfen wollte, verkroch sich schnell hinter seinem Herd.

Plötzlich trat Nawratil aus der Reihe, schlenderte gemächlich auf die Offiziersgruppe zu, wobei er einen Zollstab aus der Tasche holte und auseinanderklappte, blieb vor dem Oberst stehen und maß sorgfältig dessen Körperlänge. „Stimmt nicht“, sagte er dann, schüttelte betrübt seinen Kopf, klappte den Zollstab wieder zusammen, steckte ihn in die Tasche und schlenderte ebenso gemächlich zu seinem Platz zurück.

Alle erstarrten. Die Offiziere stierten entsetzt auf Nawratil, und die Soldaten glotzten mit hervorquellenden Augen auf den Herrn Oberst, weil sie ihre Köpfe nicht bewegen durften. Der Oberst faßte sich zuerst: „Wer ist das?“ fragte er leise, als fürchtete er, Nawratil könnte ihn hören. „Na – Na – Nawratil“, stotterte der Herr Hauptmann. „Hier bin ich!“ schrie Nawratil, lief zum Hauptmann hin und maß ihn ab. „Stimmt nicht“, murmelte er wieder betrübt

und legte seinen Zollstab an die beiden Adjutanten an. Aber auch mit deren Körpergröße war er nicht einverstanden, und kopfschüttelnd entfernte er sich.

Unterwegs maß er Soldaten, Hunde, Katzen, Pferde, Baumstämme, Pflastersteine, Fenster, Türen und den Hintern der Frau Majorin, die mit ihrer Zofe zufällig des Weges dahergekeucht kam. Die Frau Majorin schrie gellend auf und fiel in Ohnmacht. Nawratil murmelte auch hier: „Stimmt nicht“, ließ sie liegen und verschwand in der Kaserne.

Der Oberst befahl daraufhin wutschnaubend, dem Nawratil die Verrücktheit auszutreiben, und der Kompanieführer gab den Befehl an zwei Unteroffiziere weiter, die wegen ihres brutalen Verhaltens Untergebenen gegenüber schon mehrmals strafweise Dienst im Krankenrevier hatten verrichten müssen. Die beiden gingen gleich mit wollüstigem Zähnefleischen in Nawratils Stube und stellten sich breitbeinig und die Arme in die Hüften gestützt vor ihn hin. Nawratil begann hoffnungsvoll zu lächeln und zog seinen Zollstab hervor. „Weg mit dem Ding!“ brüllte der erste. „Her mit dem Ding!“ brüllte der zweite und wollte ihm den Zollstab entreißen. Da gab ihm Nawratil ohne ein Wort des Protestes einen Kinnhaken, worauf der Angreifer lautlos zu Boden sank. Und weil der andere jetzt noch lauter zu brüllen anfang, packte ihn Nawratil und warf ihn durch das geschlossene Fenster in den Kasernenhof hinaus. Glücklicherweise lag die Stube im Parterre, und der Unteroffizier brach sich nur den rechten Arm und das Nasenbein. Nawratil sprang ihm nach und maß ihn ab. „Stimmt nicht“, grollte er und kroch durchs Fenster wieder in seine Stube.

In der Nacht wurde er im Schlaf von sechs starken Soldaten überwältigt, gefesselt, in ein Auto verladen und ins nächstgelegene Irrenhaus gefahren. Als ihm zwei Wärter die Fesseln abnahmen, fing er auf einmal an, wie ein kleines Kind zu schluchzen und beruhigte sich erst, bis ihm der Oberarzt einen Zollstab gab. Innerhalb von sieben Tagen hatte Nawratil alle Gegenstände und Personen, deren er im Irrenhaus habhaft werden konnte, abgemessen und sein dreitausendvierhundertachtundsechzigstes „stimmt nicht“ gemurmelt. Die Untersuchungen überstand er tapfer und ohne einen Schaden an Leib oder Seele davonzutragen. Am achten Tage wurde er wieder auf freien Fuß gesetzt. Mit einer Bescheinigung, in welcher stand, daß der Schmied Alois Nawratil harmlos verrückt und wehrdienstunfähig ist, fuhr er zur Kaserne zurück, die über seine Ankunft telefonisch unterrichtet worden war. In der Schreibstube zeigte er die Bescheinigung vor, ließ sich einen Entlassungsschein und seine Sachen geben, zog seine Uniform aus und seinen Zivilanzug an, verstaute seine Habseligkeiten in seinem Koffer und ging grußlos hinaus. Beim Kasernenort stellte er den Koffer auf den Boden, zog seinen Zollstab hervor, klappte ihn auseinander und maß mit liebevoller Genauigkeit den Wachposten ab. „Jetzt stimmt's!“ erklärte er freudestrahlend, klappte den Zollstab wieder zusammen, steckte ihn ein, nahm seinen Koffer auf und marschierte fröhlich pfeifend davon.

Rudolf Heinz

Zirkus im Tagesgrauen

Von Thomas Wolfe

Seinerzeit im Frühherbst, im September, kamen regelmäßig die großen Zirkusse in die Stadt – die Ringling Brothers, Robinson's und die Barnum and Bailey Shows –, und wenn so ein Zirkus in der Frühe eintreffen sollte, dann hetzte ich mich, der ich damals Zeitungsausträger an einem Morgenblatt war, irrsinnig ab auf meiner Route durch die kühle, erregende Dunkelheit kurz vor Tagesanbruch, und dann eilte ich heim und holte meinen Bruder aus dem Bett.

Aufgeregt-leis miteinander redend, gingen wir schnell unterm Rascheln des Septemberlaubs zum hochgelegenen Stadtplatz hinauf durch kühle Straßen, die schon grau dalagen in jenem stillen, unirdischen und magischen Vortagslicht, das plötzlich die große Erde wiederzuentdecken scheint, so daß sie mit einer bangemachenden, herrlich steinbildhaften Stille aus der Dunkelheit heraustritt und man sie mit dem freudig-ungläubigen Gefühl anschaut, mit der sie die ersten Menschen gesehen haben müssen, denn dies ist eines von den Dingen, woran sich Menschen stets erinnern und beim Sterben denken werden.

Auf dem steinbildhaft stillen Stadtplatz, an dessen einer Ecke wir, in dieser Halbhelle gespenstisch fremd und dennoch vertraut, unseres Vaters schäbige, kleine Steinmetzenwerkstatt erkennen konnten, erwischten mein Bruder und ich die erste Tram, die hinunter zum Bahnhof und zum Zirkusplatz fuhr; – es konnte aber auch sein, daß wir einen Bekannten trafen, der uns in seinem Auto mitnahm.

Im schmutzig-schmierigen, baufälligen Bahnhofsviertel stiegen wir aus und schritten schnell über die Geleise des Güterbahnhofes, auf dem es für uns dann immer viel zu sehen und zu hören gab; da standen Lokomotiven, die ließen Dampf ab, und aus den Heizluken flackerte der mächtige Feuerschein; Güterwagen wurden hin- und hergeschoben und rumpelten mit den Puffern aneinander; Schellen beierten, dann und wann schnaubte mit jähem Polterdonner eine rangierende Lokomotive heran, das Gedröhn großer Züge klang auf den Schienen.

Zu all diesen bekannten Klängen und Bildern, die mit ihren jubelnden Wahrsagungen von Flucht, Reisen, Morgen und strahlenden Städten in mich eindringen, zu den scharfen erregenden Eisenbahngerüchen, dem Geruch nach Schlacken, beißendem Rauch, dumpfen, rostigen Güterwagen und nach dem frischen Tannenholz der Lattenverschläge und Kisten, in die Lebensmittel verpackt werden, und zu den Düften von frischen Lebensmittelfrachten, von Orangen, Kaffee, Mandarinen, Schinken, Speck, Mehl, Rindfleisch –, zu all dem kamen nun unvergeßlich zauberhaft und sonderbar vertraut all die Geräusche und Gerüche vom Zirkus, der bereits angerollt war.

In langen Reihen auf den Geleisen, aneinandergekuppelt, noch dunkel und stumm, schwer und mächtig in ihrer Ruhe, standen die fröhlich-gelben, üppig aussehenden Wagen, in denen die Artisten wohnen und schlafen; ringsum aber war mit Lärm und wütiger Betriebsamkeit die Ausladearbeit bereits voll im Gange, und die immer weiter zurückweichende Bucht der fliederfarbenen, schwindenden Nacht war erfüllt vom wilden Gebrüll der Löwen, dem mörderischen, jachen Gefauch der großen Dschungelkatzen, den Trompetentönen der Elefanten, dem Gestampf der Pferde und von muffigen, stechenden, unvertrauten Tiergerüchen, dem gerberlohen Kamelgeruch, den Gerüchen von Panthern, Zebras, Tigern, Elefanten und Bären.

Auf den Bahnsteigen neben den Zügen, die den Zirkus hergebracht hatten, erschallten die lauten Rufe und Flüche der Arbeiter, zauberisch tanzende Laternen wurden im Halbdunkel geschwungen, und schwerbeladene Möbelwagen und Waggons rumpelten an die Laderampe, wo die Lasten gehoben, abgesetzt und auf dem Rollweg weitergeschoben wurden. Und überall in dieser erregenden Geheimnislucht aus Dunkelheit und Vortagslicht nahm

in Hast und mit ungeheurem Gedränge das wirre und doch ordnungsvolle Geschehen seinen Verlauf.

Große Grauschimmel, vier und sechs im Gespann der klirrenden Schirrketten, von heiser schreienden Männern getrieben, stapften schwer durch die dicke weiße Staubdecke der Straße. Die Männer pflegten die Tiere zur Schwemme und Tränke in den Fluß zu treiben, der gleich neben dem Bahnkörper vorüberfloß, und im ersten Morgengrauen konnte man Elefanten in diesem vertrauten Fluß waten sehen und große Pferde, die langsam und vorsichtig ans Ufer gingen und ihren Durst löschten.

Auf dem Schauplatz schossen derweil mit traum- und zauberhafter Schnelligkeit die Zelte in die Höhe. Auf dem ganzen Platz – er lag gleich neben dem Bahnhof und war im gebirgigen Stadtbild das einzige flache Feld, das groß genug war, einen Zirkus zu fassen – herrschte derselbe wildeilige, heftig-wirre und doch ordnungsvolle Betrieb. Große zischende Bogenlampen beglännten die zähen, ausgebleichten, narbigen Gesichter der Zirkus-

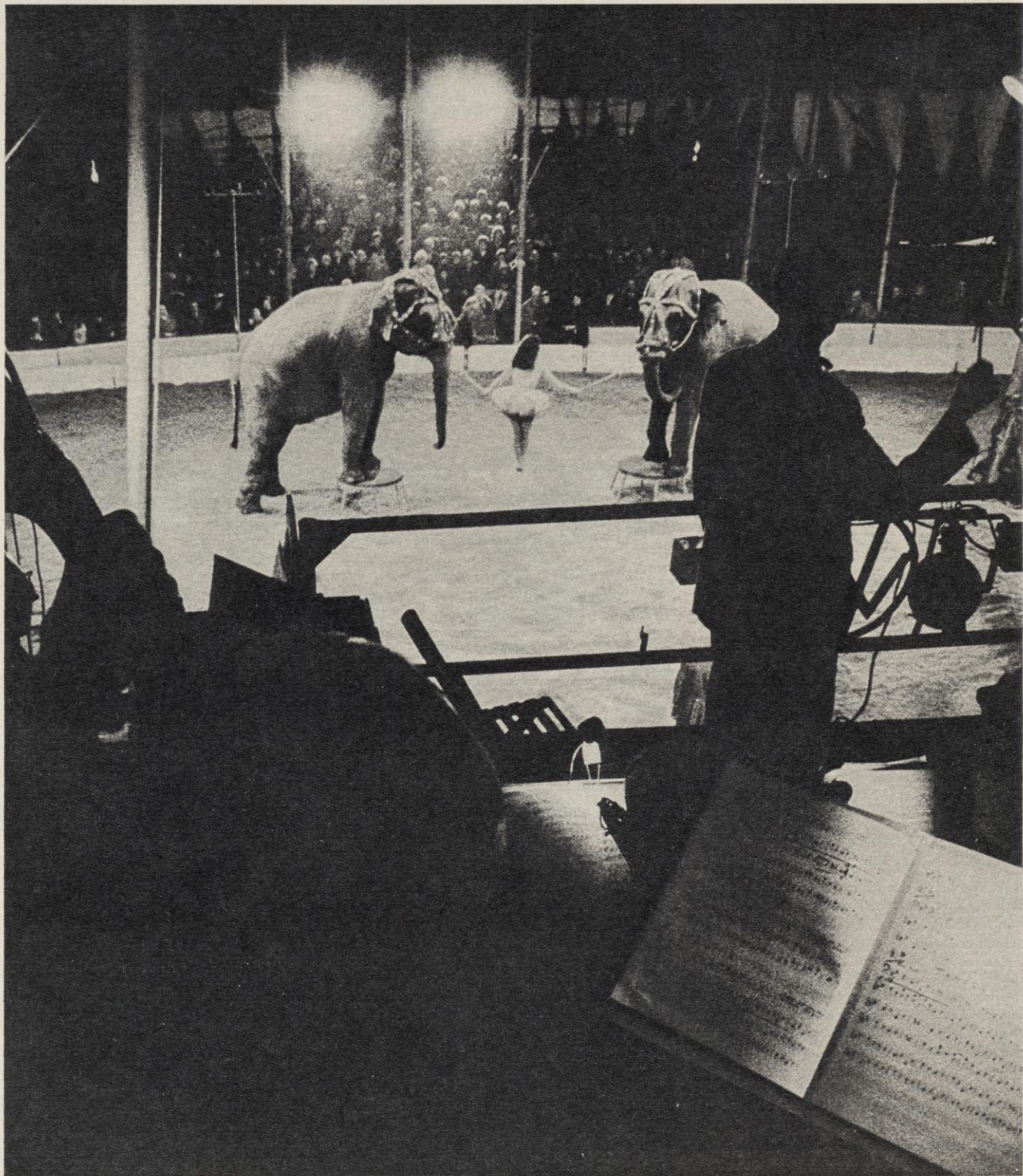
arbeiter, die mit Treibhämmern Pflöcke einrammten und so rhythmisch-präzis zusammenarbeiteten, daß sie wie ein einziges, vielarmiges Wesen, wie eine aus Menschen erstellte Einpflockmaschine wirkten, wenn sie mit der unglaublichen Sekundengeschwindigkeit von Gestalten in einer beschleunigten Zirkusaufnahme einen Pflock in den Boden jagten. Und als das Licht zunahm und die Sonne durchbrach, erstand eine Szene aus Magie und Ordnung vor uns. Mit heftiger Geschäftigkeit ging die Arbeit voran, die Fuhrleute fluchten und redeten auf ihre besondere Art mit ihren Gespannen, ein Benzinmotor lief laut und unregelmäßig pustend an, die Vorarbeiter schrien und schimpften, Ketten klirrten, Holzteile wurden auf die eingetriebenen Pflöcke gehämmert und geschraubt, es staubte.

Auf dem festgestampften Boden eines großen, freigebliebenen Raumes wurden bereits die Pflöcke für das große Schauzelt eingeschlagen. Ein Elefant schlingerte gewichtig heran, auf seinem Schädelhöcker saß wie angeklemt ein Mann, und auf Befehl des Mannes

neigte der Elefant den großen schwingenden Kopf, rollte ein oder zweimal schnörkelig den grauen, runzligen Rüssel und schlang ihn dann feierlich ernst um eine Zeltstange, die so lang und dick war wie der Mastbaum eines Rennschoners. Und dann ging der Elefant rückwärts und schleifte die Riesenstange mit, als wäre sie ein Zündholz.

Bei diesem Anblick brach mein Bruder ins große Wha-Wha eines übermütigen Lachens aus und stocherte mich mit seinen stupstigen Fingern in die Rippen. Etwas entfernt von uns standen zwei Neger aus unserer Stadt, die mit hervorquellenden Augen die Tüchtigkeit des Elefanten bewunderten. Die Neger sahen einander an, grinsten wie Affen, bogen sich vor Lachen, klatschten sich auf die Knie, brüllten ihr schwarzes, üppiges Niggerlachen heraus und unterhielten sich dabei mit einem gleichsam chorisch-rhythmischen Frage- und Antwortspiel:

„Der mach' kein Spaß, nich' wah'?“
„Nöh, nöh! Der schick' kein' Lehrbub'n!“
„Der sag' kein Wart-e-Weil, nich' wah'?“



Fotos: Hans Rudolf

„Nöh, nö! Der sag': Du komms' mit! Das is', was er sag'!"

„Bei dem geht's Bucketi-Bucketi", sagte der eine und machte mit dem schwarzen Gesicht nach der Erde hin eine streichende Schubsbewegung, die dem Klangwort und der damit geschilderten Bewegung entsprach.

„Der reiß' mit dem Rüssel!" sagte der andere und beschrieb mit dem Kopf die Bewegung eines sich einwühlenden Rüssels.

„Der sag': Hau-u-ruck!" sagte der erste.

„Der sag': Großer Jung', wir sein unterwegs!" antwortete der zweite.

„Har! Har! Har! Har! Har!" Sie lachten üppig, keuchten und quietschten vor Lachen, schlugen sich auf die Schenkel, daß es feist klatschte, während sie einer dem anderen den Arbeitsmut des Elefanten zu beschreiben versuchten. Das große Speisezelt der Zirkusleute – ein Dachzelt ohne Seitenwände – war dann schon aufgeschlagen, und an langen Tischen – die Tischplatten ruhten auf sägebockartigen Untergestellen – saßen dort die Artisten beim Frühstück. Und der Duft der Frühstücksgerichte, die sie verzehrten, schien uns nun – erlebt in diesem Zustand der Erregung, gemischt mit den mächtigen, gesunden Tiergerüchen, versüßt durch die ganze Geheimnisfreudigkeit, den Jubel und den Zauber und die Herrlichkeit des Morgens und der Zirkusankunft – der würzigste, appetitanregendste und tollste Duft unter allen Speisen zu sein, die wir je gerochen oder gekostet hatten.

Wir konnten sehen, mit welchem wildem Genuß diese starken, kraftvollen Menschen ihre ungeheuren Frühstücke verzehrten. Sie aßen gebratene Beefsteaks, Schweinskoteletten, schnell geröstete Speckschnitzen, ein halbes Dutzend Eier, Riesenscheiben gebackenen Schinkens und ganze Säulen aufeinandergeschichteter Weizenpfannkuchen, die ein Koch buk und eine stämmige Kellnerin gar nicht schnell genug auftragen konnte; geschickt wie ein Jongleur flappte der Koch die Weizenpfannkuchen in der Luft auf die andere Seite, und die Kellnerin eilte an die Tische mit den schwerbeladenen Aufgabrettern, die sie hoch hielt und mit starker Hand wunderbar auf den Fingerspitzen balancierte. Und über all den rasendmachenden Düften nach würzig-gesunden Speisen hing stets das köstlich-schwielige Aroma von starkem, kochendem Kaffee, der den Reiz und Anreiz des herberkräftigen, aufregenden Morgenlebens noch zu erhöhen und zu verschärfen schien. Wir sahen die Kaffeemaschine, eine riesige, blanke Metallurne, aus der der Dampf in Wolken zischte, und wir sahen, wie die Artisten eine Tasse Kaffee nach der anderen hinunterstürzten.

Diese Männer und Frauen, eine Berufselite, sahen so fein aus, waren so schöne und starke Menschen, unterhielten und gebahnten sich mit einer so an Strenge grenzenden Würde und wahrten in allem einen so hohen Anstand, daß uns ihr Leben so glanzvoll und wunderbar vorkam, wie es ein Erdendasein überhaupt nur sein kann. In ihrem Betragen war nichts Loses, Rauhes oder Gemeines, die Artistinnen sahen nicht aus wie geschminkte Dirnen und benahmen sich auch nicht anstößig mit den Männern. Es war vielmehr so, als hätten es diese Leute auf eine erstaunliche Weise fertiggebracht, eine Gemeinschaft unter sich zu bilden, die eine geordnete Existenz auf Rädern führte, eine Gemeinschaft, in der mit einer strengen, in Städten unbekanntem Zucht und Treue die Schicklichkeitsgesetze des Familienlebens eingehalten wurden.

Im Speisezelt erschienen ein kräftiger, junger Mann, eine stattlich-schöne, junge Blondine von amazonischer Gestalt und ein schwer und stämmig gebauter Mann von mittleren Jahren mit einem Glatzkopf und einem ernsten, von Verantwortung gefurchten Gesicht. Diese drei waren vermutlich Luftakrobaten. Man konnte sich vorstellen, wie sie zusammenarbeiteten, konnte gleichsam sehen, wie der junge Mann und die Frau sich vom schwingenden Trapez absauen ließen durch den Raum und in den

festhändigen Griff des älteren Mannes, dann mit kühnem Satz wieder das baumelnde Trapez packten und, nachdem sie drei Räder in der Luft geschlagen hatten, auf die schmale Sitzstange zurückturnten – und somit eine gefahr-voll-schöne Schaustellung in der Kunst des Gleichgewichtes, der Genauigkeit und der Körpersicherheit gaben.

Nun, als diese drei ins Speisezelt kamen, wechselten sie einen kurzen, aber höflichen Gruß mit den anderen Artisten und nahmen an einem der langen Tische Platz. Sie saßen in einer Familiengruppe zusammen, frühstückten mächtig und mit ganzer Hingabe und sprachen dabei kaum miteinander; und wenn sie es taten, war ihre Rede sachlich, ernst und knapp.

Mein Bruder und ich musterten diese drei Akrobaten mit faszinierten Blicken. Mein Bruder, der eine Weile sein Augenmerk auf den Glatzköpfigen gerichtet hatte, wandte sich mir zu und wisperte:

„S-s-siehst Du den Glatzkopf da? Na, d-d-der schafft die Sch-sch-schwerarbeit!" bemerkte

er bescheidwiserisch. „Der muß die anderen in der Luft auf-f-f-fangen! Der muß seine Kunst v-v-verstehn! Du weißt doch, wa-wa-was da ein Fehlgriff bedeutet, nicht wahr?" fragte er.

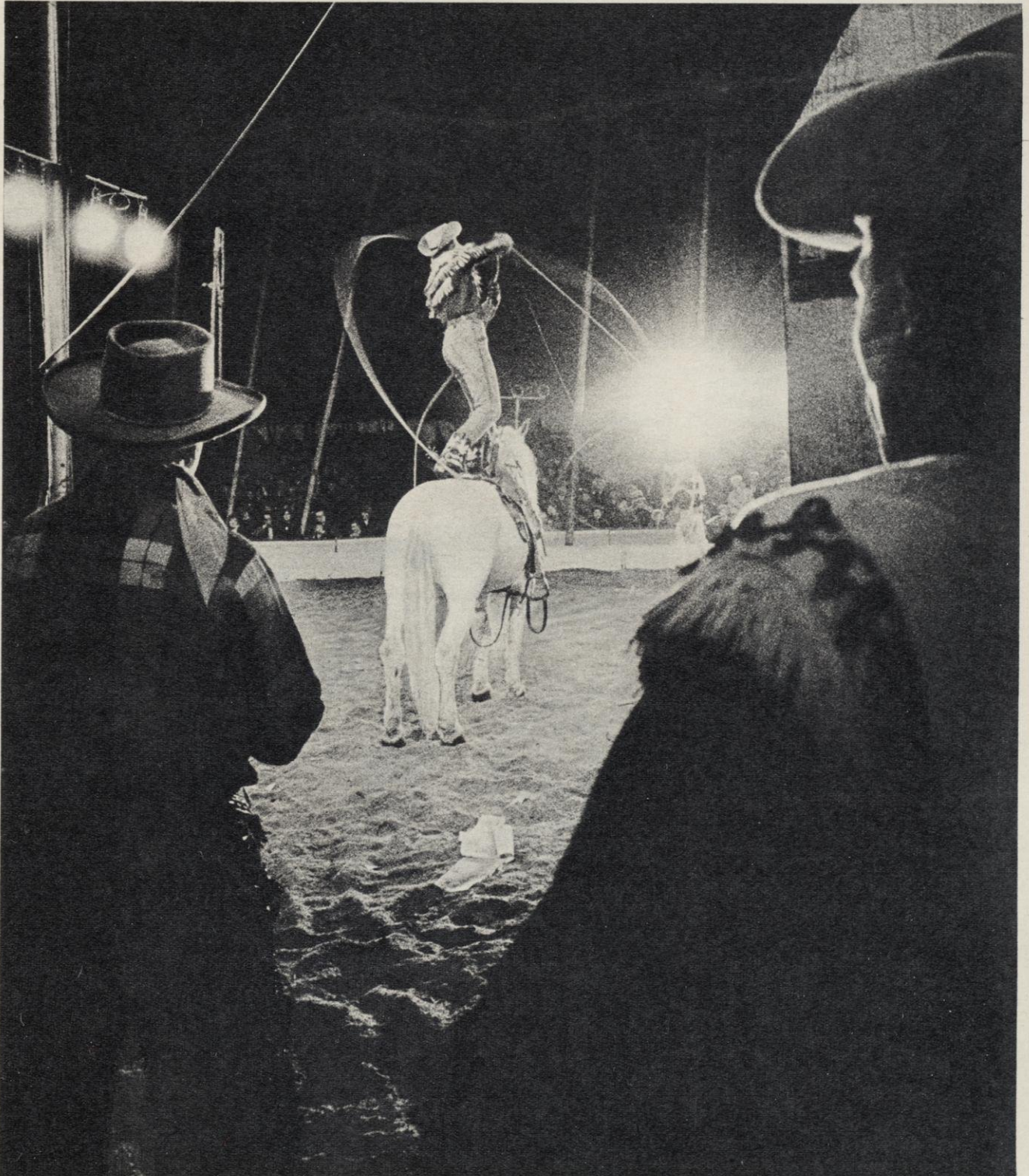
„Was denn?" fragte ich fasziniert. Mein Bruder schnipste mit zwei Fingern und ließ die Hand durch die Luft sausen.

„'rum! Erledigt!" erklärte er. „Der Be-betroffene wäre tot, eh er's noch recht m-m-merkte! Sicher!" bekräftigte er sich und nickte. „Tatsächlich, ein Fehlgriff und alles ist 'rum! Der K-k-k-kerl muß seine Sache können", behauptete mein Bruder. „Ei, ja!" sagte er leis, im Feierton ernster Überzeugung. „Mich sollte es nicht wu-wu-wundern, w-wenn er fünfundsiebzig bis hundert Dollar die Woche verdiente. Tatsächlich!" rief er, sich bekräftigend, aus.

Und wieder ruhten unsere faszinierten Blicke auf jenen glänzenden, romantischen Geschöpfen, deren Dasein von unserem so verschieden war und die wir mit einer so vertrauten, zuneigungsvollen Intimität zu kennen

schiene. Und schließlich, als es schon helllicher Tag geworden war und die Sonne am Himmel stand, verließen wir widerwillig den Zirkusplatz und machten uns auf den Heimweg.

Und irgendwie kam es dann immer so, daß der Eindruck von all dem, was wir an diesem herrlichen Morgen erlebt hatten, daß die Erinnerung an das Frühstückszelt der Artisten und all die wunderbaren Speisedüfte einen so reißenden Heißhunger in uns weckte, daß wir nie mit dem Essen warten konnten, bis wir heimkämen. Wir gingen in der Stadt in einen Lunch-Room, und dort saßen wir auf den hohen Hockern vorm Schanktisch und verschlangen mit Schinken und Ei belegte Butterbrote, heiße Hamburger Beefsteaks, schön rot im Kern und scharf und saftig, aus grobgehacktem, scharfgewürztem, blutigrohem Rindfleisch zubereitet. Wir tranken Kaffee und ein paar Gläser schaumiger Milch und verspeisten Ringkrapfen dazu, und dann pflegten wir heimzugehen und alles aufzuessen, was wir auf dem Frühstückstisch stehen sahen.



MONUMENTA JUDAICA

2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein

Es ist einige Jahre her, da jugendliche Narren die Kölner Synagoge mit Hakenkreuzen beschmierten. Kurz danach entschloß sich der Kulturdezernent der Stadt Köln, Beigeordneter Dr. Kurt Hackenberg, eine kulturgeschichtliche Ausstellung über das Leben der Juden am Rhein zu organisieren. Bald war die Ausstellung geplant. Nach mehr als zwei Jahren ernster Vorbereitungsarbeit wurde die MONUMENTA JUDAICA, die unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten Dr. Heinrich Lübke steht, im Kölner Stadtmuseum im Oktober eröffnet; sie wird bis 15. Februar 1964 dauern.

Die weit über 2000 Ausstellungsobjekte kamen aus mehr als 100 Städten, Leihgaben vornehmlich aus deutschen Orten in Ost und West sowie aus Israel, aber auch aus Moskau, Wien und Budapest, Basel und Zürich, Paris, London und Rom, Rotterdam, Antwerpen, New York, Washington, der Vatikanstadt, San Francisco, Amsterdam, Belfast, Nancy, Neapel u. a.

Bereits die Ruhrfestspielstadt Recklinghausen hatte eine großangelegte jüdische Ausstellung veranstaltet. „aufwärts“ berichtete über die SYNAGOGA in seiner Folge 12/1960. Der Untertitel „Kultgeräte und Kunstwerke“ zeigte an, worauf es den Organisatoren, voran dem Maler und Museumsdirektor Thomas Grochowiak, damals ankam.

Die gegenwärtige Kölner Schau ist keine Wiederholung, unterscheidet sie sich doch wesentlich von jener Ausstellung vor drei Jahren; sie will keine Kunstausstellung sein, obwohl eine Dokumentation über „2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein“ natürlich nicht ohne Kunstwerke auskommt, ja, sogar manches, was in Recklinghausen zu sehen war, nun noch einmal bringt.

Doch sind die Akzente diesmal anders gesetzt, sogar in der Abteilung, die „Vom jüdischen Beitrag zur Kunst, Literatur und Wissenschaft“ betitelt ist, gedenkt man mehr der berühmten Persönlichkeiten als der Kunst selbst, die nur in wenigen und nicht immer überzeugenden Exemplaren zur Geltung kommt. Um so eindrucksvoller erfährt man – durch Publikationen, Dokumente und Fotos –, welchen bedeutenden Beitrag die deutsche Philosophie und Wissenschaft, Dichtung und Schauspielkunst, Musik und Kunst jüdischem Geist verdankt. Isaak und Jacques Offenbach, die Musiker, ferner Felix Mendelssohn-Bartholdy, Bruno Walter, Otto Klemperer – Heinrich Heine, Else Lasker-Schüler – die Maler Eduard Bendemann, Philipp Veit, der Romantiker, dann Rudolf Levy, Otto Freundlich, Ludwig Meidner, Artur Kaufmann, Jankel Adler, Benno Elkan, der Bildhauer – die Wissenschaftler und Philosophen Martin Buber, Edmund Husserl und Edith Stein, sie alle mögen stellvertretend sein für die große Schar der hier zu Wort kommenden Namen.

Die Ausstellung, die in fünf thematisch verschiedene Abteilungen gegliedert ist, zeichnet sich durch Sachkenntnis und Objektivität aus. So werden nicht nur die Persönlichkeiten, die für das Rheinland von Bedeutung sind, herausgestellt, sondern auch Spottfiguren gezeigt, oder man weist auf die Zwietracht zwischen den im 19. Jahrhundert nach Deutschland geflüchteten oder ausgewanderten sogenannten Ostjuden und den einheimischen Juden hin, die schon im Mittelalter im Rheinland lebten, man erinnert an die Beteiligung der deutschen Juden an den Kriegen 1870/71 und 1914 (z. B. Fotos jüdischer Soldaten und Offiziere sowie eines Aufrufs „des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens zum Kriegsausbruch 1914 an alle deutschen Juden, ihre Pflicht über das Maß hinaus zu tun“) und gedenkt ihrer Toten, die – im ersten Weltkrieg fielen auf deutscher Seite 12000 jüdische Soldaten – prozentual der Zahl der übrigen deutschen Gefallenen entsprechen.

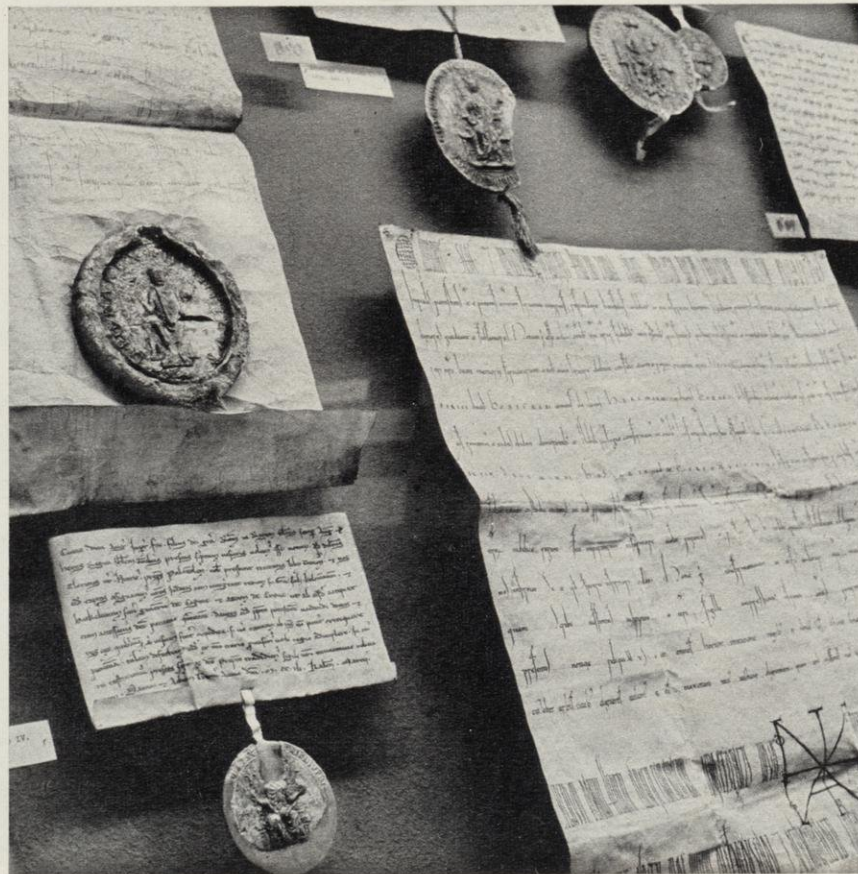
Diese „Dokumentation der politischen, rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Geschichte der Juden in Deutschland“, die mit den ori-



Fotos: Udo Hoffmann

Der Sedertafelaufsatz aus getriebenem teilvergoldetem Silber (19. Jahrhundert) kann mit zwei Flügeltüren der Trommel geöffnet werden. Im Inneren befinden sich drei vergoldete glatte Platten für die vorgeschriebenen Mazzot. Dies ungesäuerte Brot erinnert an den Aufbruch der Israeliten, als sie um Mitternacht Ägypten schnell verließen, daß sie den Teig noch ungesäuert in Tüchern mitnahmen und daß von unterwegs Brot buken. Die Mazzot zunächst symbolisch von einem Tuch bedeckt, liegen am sogenannten Sederabend auf dem Sederteller.

Kaiserurkunden in großer Anzahl dokumentieren die Stellung der Juden in Deutschland. Seit dem 11. Jahrhundert legen Privilegien die Rechte der Juden als religiöse Sondergemeinschaft fest. Seit dem 13. Jahrhundert gelten die Juden als kaiserliche Kammerknechte. Hier Urkunde mit Siegel Heinrichs IV. (1074 Worms), Konrads IV. (1242) u. a.



ginal Silber- und Bronzemünzen aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert beginnt und mit einer erdrückenden Vielzahl von mittelalterlichen Urkunden fortgesetzt wird, gibt ein Bild des Wechsels von Duldung und Verfolgung des jüdischen Volkes – bis die Verfolgung in bestialischer Form im „nationalsozialistischen Einheitsstaat“ ihren Tiefpunkt erreicht.

Gäbe es nur diesen Teil der Schau, so wäre der Zweck der Veranstaltung schon erfüllt. Denn erstens widerfährt dem jüdischen Volk Gerechtigkeit, wenn man will: eine ideale Wiedergutmachung, zweitens sieht die deutsche Jugend ein wahrheitsgetreues Bild der Geschichte, die sie ja nicht erlebt hat, und den Älteren wird ihre Hypothek nochmals vor Augen geführt, die sie – sei es durch Passivität oder aktive Beteiligung, Duldung oder durch die Naivität der Unwissenheit – mit verschuldet haben.

Obwohl der Arbeitsausschuß – unter dem Vorsitz des Rektors der Kölner Universität, Prof. Dr. Theodor Schieder, und dessen Stellvertreter Studienrat Konrad Schilling – ein unübersehbares Material gesichtet, für das Publikum eine konzentrierte Auswahl getroffen und sich bemüht hat, die Dokumentation durch historische Objekte, Kunstwerke und jeweils aktuelle Großfotos anschaulich und populär zu machen, so wird der Besucher mehr als in anderen Ausstellungen zum ersten Studium aufgerufen. Dem einzelnen, der die vielen Hunderte Meter Weges durch die Säle geht, bleibt – soll die Ausstellung für ihn ein Gewinn sein – eine intensive Mitarbeit nicht erspart, gleichgültig, ob er vor einem Grabstein aus der Spätantike steht, vor einer mittelalterlichen Siedlungskarte der Juden, vor den pergamentenen Urkunden der deutschen Kaiser, vor den Originalen bzw. Fotokopien von Zeitungsausschnitten, amtlichen Listen, Schreiben, Befehlen, Berichten, Aufrufen, Erlassen, Telegrammen aus der Nazizeit oder davor oder vor Statistiken mannigfaltiger Art.

Dem Laien wie dem Fachmann, dem Besucher und auch jenem, der die Ausstellung nicht besuchen kann, der sich aber für das jüdische Problem am Rhein, ja darüber hinaus für den gesamten Fragenkomplex interessiert, stehen daher zwei dicke, schätzungsweise 1500 Seiten Text umfassende Bände mit Illustrationen (Katalog und Handbuch) zu Studienzwecken zur Verfügung, an denen namhafte Persönlichkeiten mitgearbeitet haben.

Auch in den Sälen „Das jüdische Jahr“ kann der andersgläubige Besucher viel lernen. Er wird über das häusliche Leben der Juden informiert, über die Bräuche bei Geburt und Brit-Mila (Beschneidung), Eheschließung, Tod und Begräbnis. Einen weiten Raum nimmt der Sabbat ein. Wände und Vitrinen gehören ferner den Bußtagen, Pessach (Ostern) und den verschiedenen historischen Festen. Dies alles ist sehr plastisch vorgetragen mit den hierfür benötigten Gegenständen wie Kalender, Amulette und Wochenbett (im Kupferstich), Beschneidungsbestecken, Hochzeitsringen, Friedhofstein in Form eines Löwen und natürlich mit zahlreichem Kultgerät für die Feiern des Sabbats in Haus und Synagoge.

ABRAHAM

Sein kleines hübsches Zimmer ist eine Bücherstube: mein Blick faßt einige Namen zufällig aus den dichtgedrängten Reihen: Karl Wolfskehl, Walter Benjamin, Rilke, Herder, Hans Henny Jahnn . . . Dazwischen auch – schwer, im schwarzen Umschlag zwischen hellen Bänden – „Hitler“; dazwischen auch „An den Wind geschrieben, Lyrik der Freiheit, Gedichte der Jahre 1933–1945“.

Ein großes Bild Martin Bubers blickt in die kleine Stube. Rechts der Bücherwand hängt eine Landkarte: Israel; links sind Fotos zu einer Erinnerungstafel zusammengestellt: Israel. Bis zu seinem dreizehnten Jahr lebte Abraham in Israel, lernte Hebräisch, sprach Hebräisch. Dort drüben stehen auf Lederrücken Titel, die ich nicht lesen kann: Hebräisch. Aber er ist – jetzt achtzehnjährig – überzeugt, daß er in Deutschland bleiben wird, obwohl er glaubt, daß „die Judenheit in der ganzen Welt auf Israel blickt und daß ihr Israel „die Kraft gibt, weiter zu leben“. Aber Abrahams Vater – Verleger – kam nach Deutschland zurück, weil er sich der Tradition deutsch-jüdischer Kultur verbunden und verpflichtet fühlt. Und Abraham – Hebräisch, Englisch, Deutsch sprechend – wird in Deutschland bleiben vor allem wegen der deutschen Sprache. Er hat sich vielleicht intensiver mit dieser Sprache befaßt als alle seine Mitschüler, und man möchte sagen, daß er sie liebt. Abraham sagt nur: „Ich mag diese Sprache – komischerweise natürlich.“ Er spricht sie sehr gut – nur mit einem schwachen, etwas bedachtsam klingenden Akzent –, aber er sagt, daß er keine Muttersprache habe, und er weiß, daß er ein Heimatloser ist.

Ein Heimatloser! „Ja, ich fühle mich komisch hier“, will die junge Amerikanerin ihn bestätigen, die seit wenigen Tagen hier zu Besuch ist, „so komisch, als würde man überall irgendwie besonders angesehen.“ Sie heißt Ruth Kohn. Ihr Vater emigrierte aus Deutschland nach USA. Ruth ist zum erstenmal – auf dem Weg über Israel – in Deutschland. Und als sie auf einem deutschen Bahnhof ausstieg, erschrak sie vor den Beamten in dunkler Uniform: „Sie rufen ‚Achtung!‘ in diesen Uniformen, und irgendwie erinnern sie mich an die SS-Soldaten, von denen ich Bilder gesehen habe.“ Fast begeistert sprach sie dagegen von dem regen unbeschwerten Leben jüdischer Gemeinden in USA, und wie ich sie nach der Einstellung dieser Juden frage zu denen, die nach Deutschland zurückkehrten, sagt sie einfach: „Man kann es nicht verstehen!“

Aber Abraham wehrt ab. Sie sei nur wenige Tage hier. Das tägliche Leben in diesem Land sei ganz normal. Aber zögernd auf intensiveres Fragen bestätigt er dann doch, daß seine Mitschüler sich ihm gegenüber unsicher benehmen. „Die einen haben so was wie Angst, die anderen sind besonders freundlich. Fast alle betrachten mich in erster Linie als einen Juden. Immer wieder sehen sie über das Gemeinsame hinweg und stellen mein Jüdissein in den Vordergrund.“ Und er stellt fest, daß er nie während seiner deutschen Schulzeit eine Ohrfeige bekommen habe, auch wenn er sie verdient habe. Und nun erzählt sein nichtjüdischer Freund, wie er selbst in der Klasse in die Isolierung geraten sei, als er sich einem jüdischen Mitschüler anschloß, und nun fallen einzelne Zitate, die aus der antisemitischen Mottenkiste ausgegraben und von Jugendlichen gebraucht wurden, die kaum jemals einen Juden auch nur zu Gesicht bekamen, ehe ihnen in den eigenen Klassenkameraden nicht die Schüler unter Schülern, sondern „die Juden“ gegenübertraten, wie sie meinten. „Was ist das eigentlich: Jude?“ fragen sie einerseits und fragen, vielleicht ein wenig sensationsgierig, nach etwas beinahe unheimlich Unbekanntem. Aber dann „wissen“ sie es auf einmal wieder ganz genau, und mit „Dummachstwohl jüdische Geschäfte?“ „Du hast nichts zu sagen, denn ihr habt ja Christus umgebracht“, traktieren einige von ihnen ihre Altersgenossen. Es kommen zuweilen Karten ins Haus, mit „Heil Nasser“ unterschrieben und mit Texten, die abzudrucken sich

verbietet. Abraham und sein deutscher Freund lachen darüber und „das sind keine Antisemiten, das sind dumme Jungs“, versucht Abraham solche Rüpeleien zu entschärfen. Er denkt zwar mit Bitterkeit an den Ausspruch Albert Einsteins, wenn seine Theorie stimme, sei er der große Deutsche, wenn sie falsch sei, sei er der Jud. Aber Abraham lobt seine jetzige Schule, weil er von den Lehrern wirklich zuerst als Schüler, als einer unter anderen und nicht als „der andere“ angesehen würde. Und er ist

gen hören, wenn sie ihren Mitbürgern begegnen, und sie sind dem „Philosemitismus“ gegenüber so skeptisch wie dem Antisemitismus. Er ist ihnen oft armer Ausdruck von Verlegenheit, von Rührseligkeit, von Verklemmung oder zuweilen auch von der Suche nach einem Alibi.

Sie wollen endlich ihr Recht verwirklicht sehen, schlechthin als Menschen unter Menschen beurteilt zu werden, nicht zunächst als „die Juden“, sondern als der Abraham, die Ruth,



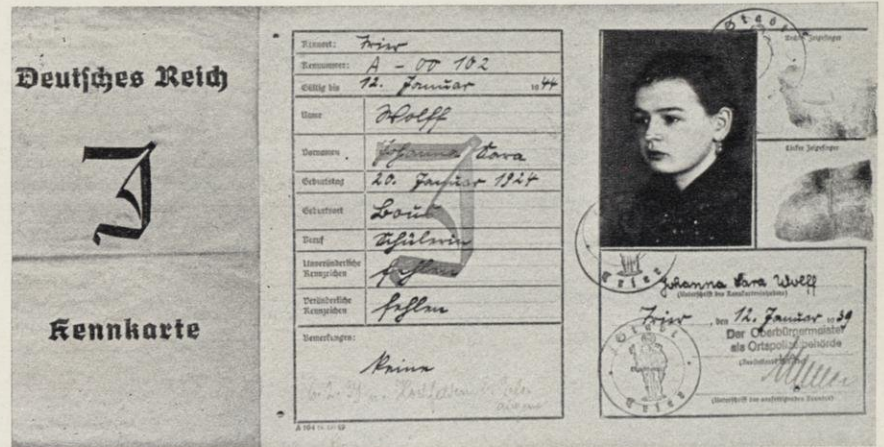
Synagoge und Ekklesia von der Liebfrauenkirche zu Trier, um 1250, Sandstein. Heute Diözesanmuseum Trier. Die Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Judentum wird sinnfällig in den Figuren der Ekklesia und der Synagoge, die meist als die Verblendete, die den Messias nicht erkannte, dargestellt wird. Die Portalfigur aus Trier hält mit der linken Hand das zerbrochene Zepter, mit der rechten die auf den Kopf gestellten Gesetzestafeln. Der Kopf ist trauernd gesenkt, die Augen mit einer Binde bedeckt.

Die Betstube aus Horb, heute im Besitz des Städtischen Museums Bamberg, die schon in der Recklinghauser Synagoge bewundert werden konnte, ist hier aufgebaut, und wieder bezaubert das phantasievoll mit Tierbildern und Pflanzenornamenten in Farben ausgemalte Deckengewölbe.

Auch eine Sukka für das Laubhüttenfest, das aus historischem Boden und als Naturfest gewachsen ist, zieht die Aufmerksamkeit hier spontan an. Diese Hütte, von einem Dorfschreiner im schwäbischen Fischach gezimmert und köstlich bemalt, wurde viele Jahre lang benutzt, bis sie in der Nazizeit heimlich in ihre einzelnen Teile zerlegt und in einem Lastauto illegal über die Grenze nach Jerusalem geschafft wurde. Dort gehört sie als einzigartiges Stück jüdischer Volkskunst zu den Kostbarkeiten des Bezalel Nationalmuseums. Schließlich werden in einer Sonderschau die Nachwirkungen des Alten Bundes in der christlichen Kunst demonstriert.

Eine Erklärung zu den nahezu 100 ausgestellten christlichen Kultgeräten, Malereien und Mosaiken, Plastiken und Evangelienbüchern lautet u. a.: „Die gemeinsame Messias-Erwartung wird Bild in der Jesajavision von der Wurzel Jesse, der christliche Messias-Erweis in der Genealogie Christi aus dem Hause Abrahams und König Davids; die Verklärung Christi vollzieht sich im Beisein von Moses und Elias. Zahlreiche Denkmäler setzen Christus und Adam in Beziehung, entsprechende Fäden verbinden Maria und Eva.“

Günther Ott



überzeugt, daß die große Mehrheit der deutschen Jugend nicht antisemitisch sei.

Sie ist nicht antisemitisch, aber sie scheint – nach seinen Erfahrungen im Gymnasium – auch nicht zu fragen – wirklich zu fragen – nach diesem Volk und seinem Leben. Da ist das nachgeplapperte Geschwätz vom „jüdischen Geschäftsgeist“, aber wer fragt denn danach, wie es zu solchen Schablonen kam? Wer von ihnen weiß denn, daß Juden jahrhundertlang zum Handel und zum Geldgeschäft gezwungen wurden, weil ihnen die meisten anderen Berufe verboten wurden . . . ? Viele Reportagen über Israel erschienen schon in deutschen Zeitungen und Zeitschriften, aber Abraham muß manchmal lachen über Vorstellungen, die man sich hier von diesem Staat macht, der „irgendwo in Afrika“ liegen sollte. In den zwanziger und dreißiger Jahren wußten überraschend viele Leute genau, daß dieser Schriftsteller, jener Zeitungsunternehmer Jude war. Das war oft wohl alles, wirklich alles, was sie von dem betreffenden wußten, und sie glaubten, damit „alles zu wissen“. Heutige Schüler wissen selten, welche bedeutende Namen jüdische sind. „Stefan Zweig Jude? Wie kommt du denn da drauf?“ antworten sie Abraham oder: „Kafka – haben wir doch in der letzten Woche durchgenommen. Der ist doch kein Jude!“

So bleibt das Bild jüdischen Geistes verborgen in einer Gegenwart, die vielleicht, von Schreck und Ratlosigkeit gelähmt, nicht mehr zu fragen wagt, oder die sich aus dem Unerklärbaren, Unsühnbaren in die Gleichgültigkeit hinüberzuretten sucht. Vielen bleibt das Wort Jude ein unheimliches Tabu.

Abraham ist einer von – nicht vielen, denn die jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik sind klein, und sie sind überaltert. Die jüdische Jugend hier ist, soweit sie nicht in Israel ihre Heimat sieht und finden wird – und wahrscheinlich wird die Mehrheit von ihr diese Bindung suchen – in Gefahr, wie Abraham heimatlos zu sein und zu bleiben in einer Umwelt, die sie immer noch mit „Rücksichtnahmen“ und durch Vorurteile isoliert. Und sie ist außerdem – in einer Zeit religiöser und ethnischer Gleichgültigkeit – in Gefahr, sich selbst zu verlieren in der Vereinzelung.

Jüdische Jugendliche, die in unserem Land leben, wollen keine ständigen Entschuldigung-

die Esther, der Marcel . . . Und das ist weiß Gott ihr gutes Recht! Das heißt nicht, das kann nicht heißen, das darf nicht heißen, daß sie ihr Jüdissein deshalb verleugnen müßten! Die menschliche Person bildet sich im Dialog von „Ich“ und Gemeinschaft. Zur Bildung des jüdischen Menschen gehören jüdische Gemeinschaft und jüdische Tradition wie zum christlichen christliche Gemeinschaft und christliche Ordnung – nicht in der Ausschließlichkeit, sondern im Wechselseitigen mit anderen Gemeinschaften.

Gemeinschaft ist ebenso Leben wie das „Ich“, beweglich, nicht starr und schablonenhaft. Deshalb muß sich auch ihr Bild im Menschen immer wieder erneuern aus der lebendigen Begegnung. Zum Begegnen gehört das Dasein. Wenn jüdische Gemeinschaft und jüdische Kultur aber in Deutschland überhaupt wieder eine Zukunft finden sollen, so kann diese sich nur entwickeln im gemeinsamen Bemühen beider Seiten. Und der Anruf, den diese Aufgabe stellt, gilt besonders dem nicht-jüdischen Partner, da die jüdische Seite viel zu sehr geschwächt ist, um nach außen zu wirken.

Kultur wächst nicht aus Steinen. Mit Bitterkeit fragen sich manche Juden, wofür die Räume ihrer Synagogen einst dienen könnten, die ihnen deutsche Städte wieder aufbauten wie Denkmäler – Synagogen ohne Gemeinden. Kultur wächst aus dem Hören, aus dem Fragen, aus dem Antworten, auch aus dem Nacheinanderfragen und einander antworten. Wir sollten fragen nach jüdischem Leben und jüdischem Geist, der einst in der deutsch-jüdischen Symbose einen so überraschenden Reichtum hervorbrachte und in unsere Kultur oft noch verwoben ist. Wir brauchen unsere gegenseitige Geduld und Aufrichtigkeit, wenn wir aus der Verzweiflung und Verstörung den Mut zur Gegenwart, zum Über-Gestern-hinaus, zum Heute befreien wollen. Die jüdischen Mitbürger haben uns mit ihrer Rückkehr aufgefordert zu diesem Heute und zur Gemeinsamkeit. Werden wir das Geschenk ihres Gegenwärtigseins vergeuden?

Andrea Schmidt

...alle Scheiben im Schrank?

Die Juke-Box – in den dreißiger Jahren von einem Gangstersyndikat mit entsprechenden Methoden eingeführt, heute (in seriösen Händen) eine der ganz großen „Milchkühe“ für die bedeutenden Melker im Musikgeschäft – sie hat ihn berühmt gemacht: Chris Barber. Und das geschah mit einer Nummer, deren Erfolg nur durch seinen Klarinettenisten heraufbeschworen wurde: durch Monty Sunshine. Und die Nummer, die er spielte – „Petite fleur“ – war vorher von deren Komponisten Sidney Bechet schon weit besser vorgetragen worden. Aber erst unter Chris Barbers Namen und, nachdem Monty Sunshine die Blütenblätter dieser „kleinen Blume“ vereinfachend beschnitten hatte (damit sie vom Publikum leichter zu betrachten wäre), wurde dieser Schlager ein Welterfolg.

Chris Barber und Monty Sunshine, zuerst noch vereint, dann getrennt, versuchten von Zeit zu Zeit immer wieder, den großen Erfolg zu wiederholen – bisher vergeblich. Der vorläufig letzte Versuch ist dabei Chris Barbers „Yvette“ (Metronome MEP 1805, auch als Einzelplatte oder auf einer LP zu bekommen); „Yvette“, wenn auch von einem besseren Klarinettenisten als Monty, von Ian Wheeler, hingezaubert, wird wahrscheinlich den berühmten Vorgänger nicht übertreffen können. Es liegt nun einmal im Gesetz des „Schlagers“ begründet, daß nur der Überraschungseffekt, das Neue, durchzu-„schlagen“ vermag. Immerhin hat die Platte für Oldtime-Freunde auch eine wirkliche Überraschung bereit: So gut wie ihr „Cottage Crawl“ (auf der Rückseite) hat die Barber-Band selten ein Stück gespielt.

Wenn Ihr danach freilich die Fontana-EP „Clarence Williams' Jazz Kings“ (462023 TE) aus der Reihe „Treasures of North American Negro Music“ auflegt und hört, mit welcher Originalität 1928 improvisiert und arrangiert wurde, dann erscheinen die Barber-Aufnahmen doch recht fragwürdig. Denn Clarence Williams, der sich seine Besetzungen immer wieder neu für Plattensitzungen zusammensetzte, experimentiert mit einer Unbekümmertheit daran, Jazz für größere Besetzungen jazzmäßig spielbar zu machen, an die unsere treu den alten Vorbildern folgenden Dixieland-Revival-Leute niemals zu denken wagten. Deswegen: Amateurbands! Herhören! Hier ist eine Platte, die unübliche Arrangements hat; also nachspielen! Wenn Ihr beharrlich auf die alte Linie schwört, tut Ihr das bei den fragwürdigen Klarinetten-Duetten (immerhin von Coleman Hawkins und Buster Bailey ausgeführt) auf der ersten Seite genauso wie bei dem eindrucksvollen Tuba-Solo auf der zweiten Seite. Allerdings, die Atmosphäre schlichten, echten Gefühls werdet Ihr wohl kaum treffen, aber ein Preis beim Amateur-Festival ist Euch nahezu gewiß!

Wenn Ihr aber ganz echte alte New-Orleans-Musik spielen wollt, fröhlich und voll von Swing wie beim alten King Oliver – und trotz dem Zusammenwirken von fünf Melodie-Instrumenten bei freier Improvisation stets durchsichtig –, dann kopiert nicht auf Euren Instrumenten, sondern legt auf Euren Plattenspieler: „Sam Morgan's Jazz Band“ aus der gleichen Reihe von Fontana (467137 TE). Die Musik dieser Band ist so unwahrscheinlich gelöst, wie Ihr es doch nie erreichen werdet. Und wenn auf „Short dress gal“ die süße Unterhaltungsmusik der zwanziger Jahre parodiert wird, mit der immerhin Leute wie Clarence Williams, Fletcher Henderson und Bennie Moten Kompromisse zu schließen versuchten, dann begreift man, daß in New Orleans der Jazz wirklich zu Hause war – damals, 1927 – und ist, denn der Posaunist der Band, Jim Robinson, spielt heute noch mit George Lewis zusammen im gleichen Stil.

Daß auch Musiker, die mit dem Dixieland groß wurden und heute für ihre Anhänglichkeit an den Oldtime-Stil bekannt sind, diesem nicht immer hundertprozentig treu blieben, bezeugen die in Philips' „Classic Jazzmasters“-Reihe erschienenen Aufnahmen von Eddie Condon

aus dem Jahre 1933 (436008 A-JE). Aber wer die – übrigens mit dem Schallplattenpreis der deutschen Jazz-Föderation ausgezeichneten – vier Aufnahmen dieser Platte hört, der kann auch sofort herausspüren, daß die wahre Liebe der Musiker der Condon-Band dem solistischen Spiel alten Stils und nicht der Satzarbeit im Arrangement gilt. Und im Solo gibt es freilich einiges zu bestaunen: Max Kaminskys vielgeschmähtes und noch öfter gelobtes Trompetenspiel, den unverwechselbaren Klarinetten-ton von Pee-Wee Russell, einen herrlich schwingenden Rhythmus und ein Kabinettstückchen für Tenorsaxophonisten: Bud Freeman's „The eel“.

Nun sehe ich ein, daß sich nicht jeder von Euch für Oldtime, und vor allem für solche Platten interessiert, die wegen der mäßigen Aufnahmetechnik jener Zeit Euch im Klang enttäuschen mögen. Dann habe ich für Euch etwas ganz anderes: Gospel-Songs, gesungen von „Ray Charles in person“ (Atlantic – EP 80.034, Auszug aus einer LP). Über diesen Mann kann man sich nun wahrlich mit anderen in den Haaren liegen. Denn wenn er in „What'd I say“ den Gospel-Song zum Rock'n Roll de-

gradiert, möchte man ihn abschießen, aber wenn er dann in „Drown to my own tears“ das ganze Publikum des Stadions, in dem die Aufnahmen mitgeschnitten wurden, hörbar in religiöse Ekstase zu versetzen vermag, dann bewundert man ihn nicht nur, dann wird man selbst ergriffen. Und das kommt bei einem alten Plattenhasen recht selten vor.

Zur Abkühlung empfehle ich anschließend die Metronome – EP „Jenkins, Jordan and Timmons“ (MEP 9057). Denn die Zusammenstellung von drei guten Solisten bedeutet noch nicht unbedingt, daß man sich für ihr Spiel dann auch erwärmen kann. Und wenn sich ein so vitaler Pianist wie Bobby Timmons an den akademisch-modernen, in der Melodiebildung durchaus einfallsreichen Stil der beiden anderen anpaßt, dann interessiere ich mich vielleicht für die Soli, aber ich begeistere mich nicht, zumal auch die Arrangements wenig originell sind.

Moderne Musik kann freilich auch ganz anders sein, z. B. wenn das John-Coltrane-Quartett mit einer großen Bläserkulisse auf der Philips – LP „Africa / Brass“ musiziert (P 632060 L). Denn diese Musik ist – bei aller Modernität –

prall voller Vitalität. – Allerdings: jeder, der in alten Musiktraditionen mit Schubert und Johann Strauß aufgewachsen ist, oder wer sich nicht von dem Gedanken lösen kann, Jazz müsse schlicht in Harmonie- und Melodiebildung sein, der höre sich vor dem Kauf der Scheibe lieber erst an. Wer aber bereit ist, sich von dieser intellektuell-verfeinerten, doch gleichzeitig ursprünglich-afrikanisch wirkenden Musik mitreißen zu lassen, für den ist „Africa“ mehr als ein zur Repräsentation notwendiges Stück in seinem Schrank, für den ist es ein Meilenstein in der Geschichte des Jazz. Liest man dann allerdings die Äußerung Coltranes darüber, wie die gleiche Besetzung auf der zweiten Seite das alte englische Volkslied „Greensleeves“ darbiete: „Wir spielen es beinahe so, wie es geschrieben wurde“, dann kann man darüber natürlich nur lächeln. Die Äußerung zeigt, wie weit sich die modernen Jazzer schon vom Empfinden des musikalischen Normalverbrauchers entfernt haben. Aber das bedeutet nicht, daß man sich nicht in diese Aufnahmen hineinhören könnte – und sollte. Das meint jedenfalls Euer Meggs.

Durchbruch Lok 234



Dieser Zeitfilm, von Frank Wisbar nach einer wahren Begebenheit gedreht, wächst nach mitem Anfang in eine atemberaubende Spannung. Ein Zug rast über die Zonengrenze in westdeutsches Gebiet. Der Lokführer und seine Heizer und viele der Fahrgäste haben nur das Ziel, aus der Zone zu flüchten. Die Motive ihrer Flucht sind verschieden. Ein Kind des Lokführers hat in seiner Naivität verraten, daß der Nachbar der Familie westdeutsche Sender abhört. „Ihr habt mir doch immer gesagt, daß ich die Wahrheit sagen soll“, sagt das Kind, vom Vater zur Rede gestellt. Lange Gespräche zwischen Vater und Mutter, Beratungen mit gleichgesinnten Kollegen. Dann der Entschluß zur Flucht. „Meine Kinder soll dieser Staat nicht zu Spitzeln erziehen können“, sagt der Vater. Und so bringt er den Zug über die Grenze.

Natürlich ist das keine glatte Fahrt, aber Wisbar hat geschickt die auftretenden Schwierigkeiten und die stillen Helfer eingebaut, die zum Gelingen der Flucht beitragen. Besonders gelungen ist die fast stumme Rolle des Eisenbahnbeamten, der durch Verzögerung eines Telefongesprächs verhindert, daß der Zug auf der letzten Station angehalten werden kann.

Nur leise angedeutet sind die Fluchtmotive der Fahrgäste: Junge Menschen, die in Westdeutschland ein besseres Leben suchen; ein Wissenschaftler, der seine Werke veröffentlichen will; Menschen, die zu ihrer Familie wollen; Arbeiter, die endlich in einer wirklich freien Gewerkschaftsbewegung arbeiten wollen. Sie sind glaubhaft geschildert.

Gelungen ist auch die Figur des Arztes, der in der Zone bleibt, weil er seine kranken Patienten nicht verlassen will.

Zweifellos wissen wir zu wenig von den Menschen in der Zone, aber der Film gibt uns einen kleinen Einblick in Tragik, Duldetum, Freiheitssehnen von 17 Millionen Menschen, die nunmehr 30 Jahre unter Diktaturen leben.

Hadobu

der i
nd Jo
er sic
, Jaz
diebi
auf di
st, sic
doc
wirken
en is
on no
den is
s Jaz
erung
etzung
Volks
len es
dan
n. Die
lernen
sikal
haben
icht in
- und

nach
ächst
ende
renze
und
n nur
otive
des
daß
nder
daß
Kind,
äche
mit
hluß
Staat
der
die

Wis-
erig-
zum
ge-
sen-
ines
auf
n.

otive
est-
ein
ent-
hille
lich
vol-

r in
ten

en-
nen
eit-
un-



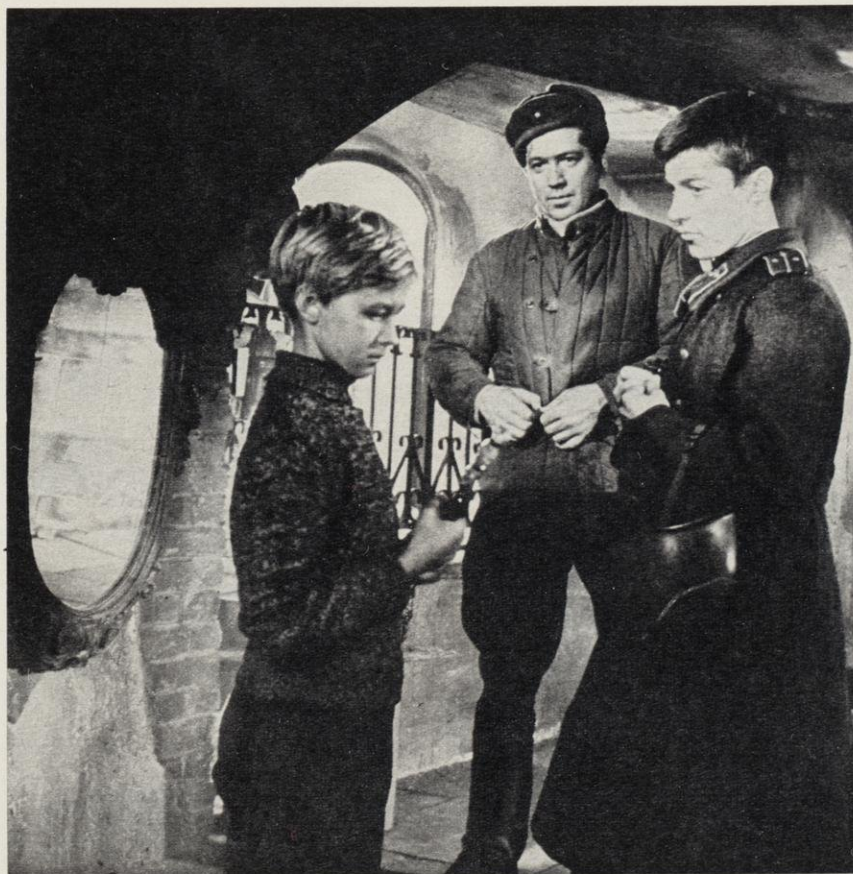
Iwans Kindheit

Dieser russische Film aus herbstlicher Kriegslandschaft ist die Geschichte eines Charakters, der nach den Worten des jungen russischen Regisseurs Andrej Tarkowski „vom Krieg geboren und von ihm verschlungen wird“.

Aus dem Dnjepr, den er durchschwommen hat, tritt zu Beginn des Films ein zwölfjähriger Junge, der freiwillig für die russische Aufklärung gearbeitet hat und nun vor dem Chef Sonnenblumenkerne, Weizen- und Roggenkörner, Tannen- und Fichtennadeln ausbreitet, sie zählt und dann Auskunft gibt über die Stärke des Feindes.

Die Feinde haben seinen Vater getötet und den Jungen in ein Todeslager gesteckt. Auf einer Kerkerwand las er: „Wir sind acht. Keiner älter als neunzehn. In einer Stunde werden wir erschossen. Rächt uns!“

Dem Jungen gelingt die Flucht, aber der Haß hat ihn ausgeglüht und ihn psychisch deformiert. Er ist kein Kind mehr. Nur nachts noch treten die Träume der Jugend gnädig in seinen Schlaf, dann ist er in der ihm gemäßen Land-



schaft des Lebens, dann gleicht er den tanzen- den Birken, die der Film zeigt, dann ist er in der Landschaft des Friedens, die von der Kamera meisterhaft gezeigt wird. Das Gesicht des Jungen, von Haß und Angst geprägt, vergißt man nicht. Dieses beraubte Antlitz eines Kindes ist eine der schärfsten Anklagen gegen den Krieg und die Unvernunft und Grausamkeit der Menschen.

Nach dem Film „Wenn die Kraniche ziehen“, den wir vor einigen Jahren als Vorboten einer russischen Filmkunst sahen, ist „Iwans Kindheit“ ein großer Schritt weiter.

* * *

Der russische Botschafter Smirnow war bei der Uraufführung anwesend und lobte die kriegsfeindliche Tendenz des Films und sprach die Ansicht aus, daß es keine Kriege mehr geben dürfe. Er sagte auch, der Film sei kein „Panzerkreuzer Potemkin“. Nun, ein Raffael ist auch kein Picasso. Smirnow ging kurz auf das Ende des Films ein, an dem sich russische Offiziere vor den deutschen Widerstandskämpfern verneigen. Smirnow tat das auch.

Ich dachte bei seinen Worten an den Widerstandskämpfer Heinz Brandt, der viele Jahre im nazistischen KZ litt und jetzt in der kommunistischen Ostzone im Kerker sitzt. Und ich dachte an seine Kinder.

Hans Dohrenbusch

Jeff

„Gestatten Sie, mein Name ist Jeff. Ich bin zwei Jahre alt, und manche sagen, ich sei der Playboy unter den Kunstlauf-Affen...“

In der Tat, der Affe Jeff hat eine wahre Affenliebe für das glitzernde Eisparkett. Immer wenn es ihm zu wohl wird, begibt er sich auf die glatte Fläche, ohne auch nur ein einziges Mal das Gleichgewicht zu verlieren.

Damit keine Irrtümer aufkommen: Dieser Schimpanse kommt nicht aus dem Zoo. Er ist nicht dressiert. Seine Nummer macht er aus privater Lust und Liebe. Er gehört einem Privatmann in Garmisch, der Jeff ab und zu auf seinen Abstechern mitnimmt. Und dann zögert dieser nicht lange – in aller Affenruhe zieht er sich selbst die Schlittschuhe an und legt sodann eine Affenkür auf das Parkett, daß alle Zuschauer den Atem anhalten oder sich vor Lachen biegen.

Jeff ist ein vollendeter Akrobat. Er spielt sogar Tennis auf dem Eis und springt über Hürden, die Herrchen aufbaut. Er ist ein geborener Kunstläufer – und das schon mit zwei Jahren. Während seine Brüder und Schwestern in Kamerun von einem Baum auf den anderen springen, offenbart sich Jeff als souveräner Meister der Kür. Lässig wie ein Playboy zieht er seine Kurven.



Fotos: Presse-Seeger

Wenn's dem Affen zu wohl ist... dann geht er aufs Eis. Er tut es in der lässigen Haltung eines Playboys. Jeff, der Schimpanse, ist zwei Jahre alt und – wie Sie gleich sehen werden – ein vollendeter Kunstläufer. Einen Moment bleibt er stehen, betrachtet fachkundig das Eisparkett. Ob er sich zu einer Kür entschließen wird?

Die Weltmeister im Paarlauf Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäumler haben dem rasanten Affen-Spiel auf dem Eis eine Weile amüsiert zugeschaut. „Mit dem drehen wir 'ne Runde“, sind sich Marika und Hans-Jürgen einig. Verschämt über so viel der plötzlichen Ehre, senkt Jeff devot den Blick nach unten...

Wie wär's mit einem Tennismatch? Aber bitte, machen wir sofort. Die Affenkür nähert sich ihrem Höhepunkt: Tennis auf dem Eisparkett – ist das vielleicht 'ne Wolke!

